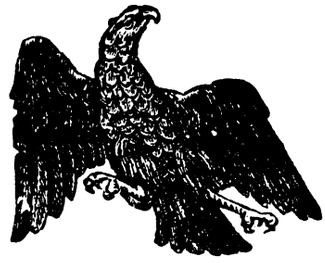
Oelser Kreisblatt

Das Kreisblatt erscheint Freitags; es kostet für den Monat bei der Post 0,50 Reichsmark.

Postscheckkonten
Kreiskommunal-Kasse Breslau Nr. 3130
Kreis-Sparkasse Breslau Nr. 3131



Inserate werden bis Donnerstag mittag in der Geschäftsstelle angenommen. -- Preis für die fünfgespaltene Petitzeile 15 Reichspfennige, für außerhalb des Kreises Oels Wohnende 20 Reichspfennige.

Druck und Verlag
A. Ludwigs Buchdruckerei Rothe, Politt & Co.
in Oels.

Nr. 15 | Oels, 13. April 1928 | **66. Jahrgang**

Kreisbewohner, spart bei Eurer Kreissparkasse!

Amtlicher Teil

Bekanntmachungen des Landrats

Am 9. April verschied in Breslau plötzlich der

Kreistagsabgeordnete, Justizrat

Erich Mertin, Oels

Seit 1919 dem Kreistag und verschiedenen Kommissionen angehörend, ist es immer sein Bestreben gewesen, die Interessen des Kreises zu wahren.

Sein großes Wissen und kommunalpolitischer Weitblick haben ihn zu einem der berufensten Kreisvertreter gemacht, den alle nun trauernd vermissen müssen.

Der Kreis Oels wird seiner in Ehre gedenken.

Oels, den 12. April 1928

Namens des Kreisausschusses
Der Vorsitzende
Dr. Unckell
Landrat.

K. I. Oels, den 12. April 1928.

Kreistagswahl.

Wie den Ortsbehörden durch Rundschreiben vom heutigen Tage bereits mitgeteilt, findet die Wahl zum Kreistage nicht zusammen mit den Reichs- und Landtagswahlen, sondern am

Sonntag, den 3. Juni 1928

statt. Den in meiner Kreisblattbekanntmachung vom 3. April 1928 — K. I. 2159 — Kreisblatt Seite 51 — angegebenen Termin zur Auslegung der Wählerliste hebe ich hiermit auf. Die Listen haben nunmehr in der Zeit vom

29. April—12. Mai 1928

auszuliegen. Einsprüche gegen die Wählerliste sind also bis 12. Mai d. Js. bei der Ortsbehörde zulässig.

Zur Durchführung der Wahl gelten die im vorigen Kreisblatt veröffentlichten Bestimmungen.

Der Vorsitzende des Kreisausschusses.

L. I. 1106. Oels, den 12. April 1928.

Reichstags- und Landtagswahlen.

Am Sonntag, den 20. Mai d. Js., finden die Neuwahlen zum Reichstag und Landtag statt.

Da die für frühere Wahlen und Abstimmungen aufgestellten Listen für die Wahlen am 20. Mai nicht mehr ausreichen, oder wegen ihrer Unübersichtlichkeit Unstimmigkeiten bei der Abstimmung zu befürchten sind, sind neue Wählerverzeichnisse (Stimmlisten) aufzustellen. Die Formulare dazu sind den ländlichen Ortsbehörden inzwischen zugegangen.

Die Wählerlisten sind nach dem Stande vom 20. Mai d. J. aufzustellen, d. h. es sind alle am Orte wohnhaften Personen in die Listen aufzunehmen, die am 20. Mai d. Js. wahlberechtigt, also 20 Jahre alt, reichsangehörig und von der Ausübung des Wahlrechts nicht ausgeschlossen sind.

Die Auslegungsfrist für die Reichstags- und Landtagswahlen beginnt voraussichtlich am 29. April d. Js.

Nähere Anweisung folgt.

L. I. 1242. Oels, den 11. April 1928.

Straßensperrung.

Wegen Ausführung von Neuschüttungsarbeiten in ganzer Straßenbreite werden nachstehende Chausseestrecken

a) Chaussee Zessel—Neuhof b. W. Kilometer 4,3—5,2, das ist von Neuhof bis zur Chaussee Oels—Bernstadt vom 16. bis 20. April
b) Chaussee Oels—Bernstadt Kilometer 36,2—36,7 + 50 zwischen Neuhof b. W. bis Groß-Zöllnig vom 20. bis 24. April
c) dieselbe Chaussee Kilometer 33,8—34,4 (bei Schwierse) vom 25. bis 28. April für allen Fahrverkehr gesperrt.

Umweg ab Oels über Buselwitz—Schmoltschütz—Schützendorf—Bernstadt. Mehrlänge 3 Kilometer.

L. I. 1160. Oels, den 6. April 1928.

Verbot des Abbrennens von verdorrtem Gras usw.

Es werden immer wieder Klagen darüber laut, daß im Frühjahr trotz der bestehenden polizeilichen Verbote von Kindern und Erwachsenen das **verdorrte Gras** an Feldrainen, Böschungen und Wildhecken angezündet wird. Ganz abgesehen von der hierdurch hervorgerufenen Gefahr von Waldbränden werden viele Vögel, die im Frühjahr ganz zeitig an der Erde oder niedrig in Hecken brüten und denen gerade die überhängenden Grasbüschel an Feldrainen und Böschungen die besten Nistgelegenheiten bieten, ihrem **Nist- und Brutgeschäft** gestört oder auch gänzlich vernichtet. Die große Verbreitung dieser Unsitte wird zu einem beträchtlichen Teil darauf zurückzuführen sein, daß die bestehenden Verbote unter der Bevölkerung zu wenig bekannt oder in Vergessenheit geraten sind. Der Preußische Landwirtschaftsminister weist deshalb darauf hin, daß sich jedermann **strafbar** macht, der solche Brände herbeiführt. Die Schuljugend soll durch die Lehrerschaft im Sinne des Vogel- und Naturschutzes aufgeklärt und gewarnt werden, Grasbrände usw. zu verursachen.

Unter Hinweis auf meine Kreisblattbekanntmachung vom 15. April 1927 (L. I. 1504, Seite 68) ersuche ich die Ortspolizeibehörden und Landjägereibeamten, auf die Beseitigung dieser Mißstände besonders zu achten und Zuwiderhandlungen zur Anzeige zu bringen.

Die Ortsbehörden wollen für ortsübliche Bekanntgabe Sorge tragen.

L. I. 1232. Oels, den 11. April 1928.

Aufhebung des Sichtvermerkszwanges zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei.

Nach Vereinbarung zwischen der deutschen und der tschechoslowakischen Regierung ist der Sichtvermerkszwang für die beiderseitigen Staatsangehörigen mit Wirkung vom 5. 4. 1928 aufgehoben worden.

L. I. 1197. Oels, den 11. April 1928.

Beschaubezirk Buchwald.

Ab 16. d. Mts. wird anstelle des Beschauers Marschel Pangau der Beschauer Wolf in Wabnitz die Beschau im Bezirk bis zur endgültigen Besetzung des Postens vornehmen.

L. I. Oels, den 11. April 1928.

Fach- und Führerkursus für das Feuerlöschwesen.

Am 29. 4. 1928 findet in Oels ein Fach- und Führerkursus für das Feuerlöschwesen statt. Die Teilnehmer versammeln sich 8,30 Uhr am Feuerwehrgerätehaus in Oels, Zeughausstraße.

Ich ersuche die Herren Gemeindevorsteher persönlich dafür einzutreten, daß eine möglichst große Anzahl Feuerlöschpflichtiger an diesem Kursus teilnimmt.

L. I. 1226. Oels, den 12. April 1928.

Standfestigkeitsprüfung der fliegenden Bauten.

Verfügung vom 3. März 1928 (Kreisbl. S. 36).

Da einige Besitzer von dem Erlasse erst Kenntnis erhalten haben, als sie bereits mit ihren Reisen begonnen hatten, hat der Herr Minister des Innern sich damit einverstanden erklärt, daß die örtlichen Baupolizeibehörden gegen Besitzer von Anlagen, die nicht in der Lage sind, ein von ihrer Heimatbehörde ausgestelltes vorschriftsmäßiges Revisionsbuch und eine daselbst geprüfte statische Berechnung vorzulegen, für dieses Kalenderjahr noch Entgegenkommen zeigen.

Voraussetzung für ein solches Entgegenkommen ist selbstverständlich, daß in Einzelfällen nicht Zweifel hinsichtlich der Standfestigkeit der Bauten obwalten.

L. I. 1121. Oels, den 5. April 1928.

Beseitigung von Tierkadavern.

Ich weise erneut eindringlich darauf hin, daß alle im Kreise gefallenen oder getöteten Pferde, Esel, Maultiere, Maulesel, Rinder, Schweine, Schafe und Ziegen sowie die totgeborenen Fohlen und Kälber gemäß der Polizeiverordnung vom 10. Januar 1914 (Kreisbl. S. 8) an die Kadaververwertungsanstalt Oels abzuliefern sind. Eine anderweite Verwertung ist nicht erlaubt. Insbesondere ist nach diesen Bestimmungen auch die Verwertung von Kadavern als Fischfutter oder als Futter für Meutehunde nicht gestattet.

L. I. 06. Oels, den 11. April 1928.

Aufenthaltsermittelung.

Der am 27. Oktober 1900 geborene Ackerkutscher Paul Schütze entzieht sich der Unterhaltspflicht seines unehelichen Kindes. Schütze hat sich längere Zeit im Kreise Ohlau aufgehalten und ist dann in einen der Nachbarkreise verzogen.

Ich ersuche die Ortspolizeibehörden und Landjägereibeamten nach dem Genannten Nachforschungen anzustellen und mir im Ermittelungsfalle Nachricht zu geben.

Der Landrat

Dr. Unckell.

Bekanntmachungen anderer Behörden

Oels, den 10. April 1928.

Schulsache.

Bestimmt bis zum 7. Mai ist in diesem Jahre außer der statistischen Nachweisung A auch wieder die statistische Nachweisung B einzureichen und zwar **je in 2 Ausfertigungen.** Hierzu sind diesmal die besonderen Vordrucke zu verwenden, welche die von der Regierung geforderten Ergänzungen berücksichtigen (vergleiche Amtl. Schulblatt vom 1. April 1928, Nr. 10).

Vordrucke sind bei Geschw. Rösch, Oels, zu haben.

Der Schulrat.

Schönborn.

Groß-Graben, den 5. April 1928.

Bekanntmachung.

Auf dem Jagdgelände des Rittergutes Groß-Graben, der Flächen des Eichvorwerks, sowie der Gemeinde und des Gutsbezirks Grüneiche, der Kolonie Sandhäuser und des Forstreviers Grüneiche—Groß-Graben werden vom 5. April bis 31. Dezember 1928 zur Raubwildbekämpfung Giftbrocken und vergiftete Eier ausgelegt.

Vor Aufnahme des Fallwildes wird gewarnt.

Der Amtsvorsteher.

Stephan.

Groß-Ellguth, den 7. April 1928.

Bekanntmachung.

Auf dem Jagdgelände Schmollen wird in der Zeit vom 15. April bis 30. Juni 1928 Gift zur Vertilgung von Raubzeug ausgelegt. Vor Aufnahme von Fallwild wird gewarnt.

Der Amtsvorsteher.

R. Alter.

Krietern, den 10. April 1928.

Wetterbericht des Meteorologischen Observatoriums Krietern bei Breslau.

(Oeffentlicher Wetterdienst für Schlesien.)

Nachdruck auch mit Quellenangabe verboten.

Die warme Witterung, die zu Beginn der Osterwoche herrschte, wurde vorübergehend durch den Einbruch maritimer Polarluftmassen beendet. Jedoch bereits Mitte der Woche trat erneut vorübergehende Aufheiterung sowie Temperaturanstieg ein. Kräftige Störungen der 18. Familie brachten gegen Wochenende erneut eine Verschlechterung der Gesamtwitterung. In den Osterfeiertagen gelangten wir in den Bereich absinkender Luftmassen; dabei stellte sich allgemein heitere Föhnwitterung ein. Erst nach Mitte der Woche dürfte diese durch einen Einbruch maritimer Polarluftmassen beendet werden. Vereinzelt kann es dabei auch zu Niederschlägen sowie Gewittern kommen. Mit einer durchgreifenden Umgestaltung der Wetterlage und mit einem Uebergang zu unbeständiger Westwitterung sowie Niederschlägen ist jedoch wahrscheinlich erst in der folgenden Woche (15.–21.) zu rechnen.

Inserate

Zur Teilnahme an der am

Donnerstag, den 26. April um 16 Uhr (4 Uhr nachmittags) zu Dalbersdorf

im **Gasthause** des Herrn **Hartmann** stattfindenden

Mitglieder-Versammlung

werden alle Genossen hierdurch aufgefordert.

Tagesordnung:

1. Bericht über das verflossene Geschäftsjahr,
2. Entlastung des Vorstandes,
3. Mitteilung des Vorstandsbeschlusses über die Höhe der diesjährigen Mitgliedsbeiträge und der beabsichtigten Räumungsart,
4. Umlegungsverfahren im Bauabschnitt I Unterhaltung der Brücken,
5. Trennung der Bauabschnitte,
6. Neuwahl des Vorstandes

Zur ordnungsmäßigen Vorbereitung von Anträgen, über die in der Mitgliederversammlung verhandelt werden soll, ist es unbedingt erforderlich, daß diese mindestens zwei Tage vor der Mitgliederversammlung schriftlich oder mündlich beim Genossenschaftsvorsteher angebracht werden.

Dalbersdorf, Post Boguslawitz üb. Namslau (Schles.), den 7. April 1928.

Der Vorsteher der Weidewiesengenossenschaft Namslau,
H. Rinkel.

Tüchtige Vertreter(innen)

gründen sich eine Existenz durch Verkauf unseres konkurrenzlosen erstklassigen Artikels. Keine Vorkenntnisse, kein Kapital erforderlich.

Direktor Goldberg, Berlin W 15, Kaiser-Allee 205

Teppiche – Läufer ohne Anzahlg in 10 Monatsraten lief. Teppichhaus Agay & Glück, Frankfurt a. M 540 / Schreib. Sie sof.

Schriftliche Heimarbeit

Vitalis-Verlag, München 25

Inserieren macht bekannt

Visitenkarten

werden schnell und preismäßig geliefert in der

A. Ludwigschen Buchdruckerei Rothe & Politt, Oels i. Schl.

Wer nicht wirbt verdirbt!

Beilage zum „Oelser Kreisblatt“

April 1928

Landwohlfahrt

Nummer 42

Herausgegeben vom Deutschen Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege * Berlin SW 11, Bernburger Straße 13

LW

Gegen die Landflucht.

Mit der Frage der Landflucht beschäftigte sich u. a. auch der Ausschuß für die Landwirtschaft des Preußischen Landtags. Er nahm in seinem Antrag Nr. 8624 Stellung zu zwei ihm vorliegenden Anträgen. Dabei wird im wesentlichen gefordert,

„das Staatsministerium zu ersuchen, der immer stärker zu verzeichnenden Landflucht und Abwanderung der Landarbeiter und -arbeiterinnen aus ihrem Beruf und ihren bisherigen Wohnbezirken dadurch wirkungsvoll vorzubeugen, daß durch jede nur mögliche Maßnahme den wirklichen Gründen der Landflucht bezw. Abwanderung:

1. unzureichende Entlohnung infolge mangelhafter Rentabilität,
2. menschenunwürdige Behandlung, Beschimpfungen, Mißhandlungen, denen die Landarbeiter in vereinzelten Fällen ausgesetzt sind,
3. in weiten Gebieten vorhandenes Wohnungselend,

nachdrücklichst entgegengetreten und unter Zuhilfenahme aller staatlichen Machtmittel für die Abstellung dieser Mißstände Sorge getragen wird.“

Die drei Mittel, die insbesondere als Abhilfe empfohlen werden, entziehen sich sehr stark der Beeinflussung des Staatsministeriums und auch der Gesetzgebung. Bis die gegenwärtig auf den Nullpunkt oder vielfach darunter gesunkene Rentabilität der Landwirtschaft wieder so gehoben ist, daß sich das in der Entlohnung der landwirtschaftlichen Arbeiter ausdrückt, dürfte noch einige Zeit vergehen.

In Bezug auf die Wohnungsfrage schlägt allerdings der Ausschuß für Landwirtschaft vor, das Staatsministerium zu ersuchen, zur Behebung des vorhandenen Wohnungselendes der Landarbeiterschaft den Provinzen, Kreisen und Gemeinden staatliche Mittel zur Herstellung von kommunaleigenen Landarbeitermietwohnungen zur Verfügung zu stellen.

Der Gedanke, kommunaleigene Landarbeiterwohnungen zu errichten, verdient entschieden Beachtung. Nach unseren Beobachtungen sind es vielfach gerade die Mietswohnungen, die zu den schwersten Bedenken Veranlassung geben, wobei allerdings nicht übersehen werden darf, daß meist auch eine gewisse Anpassung der Wohnung an den Mieter stattfindet. Wer nicht viel zahlen kann, muß natürlich mit einer geringwertigeren Wohnung fürliebnehmen; die Wohn- und Schlafverhältnisse der kinderreichen Familien sind vielfach sehr viel weniger genügend als die kinderarmer Familien. In diesen beiden Fällen muß man die Anpassung bedauern, da sie nicht durch irgend welche moralische Gründe bedingt ist, im Gegenteil, man vielfach von der Moral aus zu einer anderen Regelung kommen müßte. Eine andere Anpassung dagegen kann man schon leichter als berechtigt ansehen: Wer seine Wohnung schlecht hält, bekommt nicht leicht eine gute zu mieten.

Wenn es gelingen würde, die Mietswohnung des Landarbeiters etwas mehr von dem Verdienstinteresse privater Personen unabhängig zu machen, so wäre das nur zu begrüßen. Allerdings, kommunaleigene Wohnungen sollen auch wieder ihre Bedenken haben. Vor einigen Jahren wurde z. B. von bodenreformerischer Seite aus dem Westen berichtet, daß die Gemeinde Wohnungen gebaut und sie vermietet habe, die Mieter aber keine Miete bezahlten. Sollte diese Erscheinung häufiger zutage treten, so würde uns das zunächst nicht wundern, uns allerdings auch nicht abhalten, kommunaleigene Wohnungen zu empfehlen, uns vielmehr nur veranlassen, auf eine stärkere erziehliche Beeinflussung derer hinzuarbeiten, die der Gemeinde nicht ihr Recht zukommen lassen wollen.

In manchen anderen Fällen wird man allerdings mit gemeindeeigenen Wohnungen nichts anfangen können, da nur eine einzige Arbeitsgelegenheit, nämlich das große Gut, vorhanden ist. Wer aus irgend einem Grunde aus dem Arbeitsverhältnis eines Gutes ausscheiden muß, der wird auch über kurz oder lang seine Wohnung aufgeben müssen, einerlei, ob sie Eigentumswohnung, Werkswohnung oder Mietswohnung ist, und einerlei, ob der Vermieter eine Privatperson oder die Gemeinde ist. In solchen Fällen dürfte es immer noch am richtigsten sein, den Arbeitgeber mit der Wohnungsbeschaffung zu belasten oder dafür zu sorgen, daß im Falle der Auflösung des Arbeitsvertrages keine unerträgliche Wohnungsnot für den Landarbeiter entsteht.

In Wirklichkeit dürfte die Frage der Wohnungsnot sehr eng mit der Lohnfrage zusammenhängen. Heute kostet auf dem Lande eine neue Landarbeiterwohnung mindestens 4000 M. Die jährlichen Lasten, die auf ihr ruhen, werden in der Regel erheblich mehr als 300 Mark betragen. Solange der Lohn des Landarbeiters nicht so hoch ist, daß ihm die Wohnung mit dem vollen Werte von 300 RM. bis 350 RM. jährlich angerechnet werden kann, wird es immer schwer halten, das Wohnungswesen so zu verbessern, wie es wünschenswert wäre. —

Der dritte Punkt, die menschenunwürdige Behandlung, Beschimpfung, Mißhandlung in einzelnen Fällen, ist vielleicht noch am schwersten zu fassen. Wo Strafgesetze überschritten sind, oder wo auf Grund des Arbeitsrechts ein gewisser zivilrechtlicher Anspruch geltend gemacht werden kann, wäre ja vielleicht etwas zu erreichen, wenn bei den Gerichten die Überzeugung lebendig wäre, daß diese unwürdigen Einzelerscheinungen rücksichtslos verfolgt und bekämpft werden müßten. Es würden dann unwirksame Strafen sicher vermieden werden. Im übrigen dürfte gerade in diesem Punkte immer wieder auf die Selbsthilfe der wirtschaftlichen Organisationen hingewiesen werden. Und in dieser Hinsicht verdient ein Vorgang innerhalb des Ausschusses für Landwirtschaft doch vielleicht mehr Beachtung, als ihm zunächst geschenkt wird. Es war nämlich beantragt, als Ziffer 2 zu setzen: „menschenunwürdige Behandlung, Beschimpfungen, Mißhandlungen, denen die Landarbeiter vielfach ausgesetzt sind“, wogegen der Landwirtschaftsausschuß beschloß, zu sagen: „denen die Landarbeiter in vereinzelten Fällen ausgesetzt sind“. Die Mißhandlungen, menschenunwürdige Behandlung usw. werden in beiden Fällen zugegeben. Im ersten Falle neigt man zur Verallgemeinerung, im letzteren dazu, sie als Ausnahme anzusehen. Je mehr man verallgemeinert, desto mehr drängt man die Landwirte dazu, sich dagegen zu wehren. Je mehr von vornherein zugegeben wird, daß es sich um Einzelfälle handelt, desto leichter wird es sein, die Landwirte dafür zu gewinnen, gegen Auswüchse in ihren eigenen Reihen kräftigst aufzutreten. —

Die Bekämpfung der Landflucht, die der Ausschuß für Landwirtschaft ins Auge gefaßt hat, ist dringend notwendig. Es wird z. B. mitgeteilt, daß im Hauptgestüt Trakehnen 50 Landarbeiterfamilien zum 1. April gekündigt haben, um nach den westlichen Industriegebieten abzuwandern. Die Bekämpfung der Landflucht liegt sowohl im Interesse des Arbeitnehmers, der in der Industrie gegenwärtig doch nur ein recht unsicheres Unterkommen findet, wie auch im Interesse des Arbeitgebers, der ohnehin doch schon unter Arbeitermangel leidet. Letzten Endes gibt es nur ein Mittel, den Menschen auf dem Lande festzuhalten, und dies eine Mittel heißt: Aussöhnen mit den Verhältnissen, unter denen er lebt. Das heißt für den Arbeitgeber, die Verhältnisse so zu gestalten, daß der Arbeiter sich darunter wohl fühlen kann, für den Arbeitnehmer aber, nichts Unmögliches verlangen. Wenn man von beiden Seiten in der Weise arbeitet, dürfte man ein gut Stück vorwärts kommen. Für die Beseitigung der letzten Schäden mögen dann Gesetze und Gerichte sorgen.

LW

Was kann die Landfrau gegen die Landflucht tun.

Von Gerda Böhme.

Im Novemberheft 1927 schließt der Leitartikel „Eine neue Landflucht?“ mit den Worten: „Gerade auch im Leben außerhalb der Arbeit muß die Eigenart ländlichen Wesens tatsächlich entwickelt werden. Schnell muß das geschehen. Aus dem Zustand, daß wir immer langsam hinter der Stadt hertrotten, müssen wir herauskommen. Eigenen Willen und eigene Wege müssen wir haben. Damit müssen wir um die Menschen werben, die noch bei uns sind, — werben auch in der Weise, daß wir erkunden, wohin denn ihre Wünsche gehen.“

Diesen Worten und Gedanken schließe ich mich voll und ganz an, und es ist höchste Zeit, daß wir die Menschen zu halten suchen, die uns in der schweren Landarbeit noch treu zur Seite stehen.

Wenn es dem Mann, d. h. dem Betriebsleiter eines ländlichen Unternehmens dann und wann auch gelingen mag, durch Prämien- oder Leistungslöhne, durch kleine, sogar u. U. tarifwidrige Deputatzulagen usw. die Arbeitslust zu erhalten und anzuregen und über die unbeliebte Landeinsamkeit „hinwegzuhelfen“, so könnte es doch auf dem Lande niemand besser fertig bringen, den Mitarbeitern innerlich näher zu kommen als die Landfrau. Eine Frauenhand und erst recht ein Frauenherz sind viel eher dazu geschaffen, Schmerzen zu lindern und Seelen zu trösten als Männer, die im täglichen Kampf ums Dasein eine harte und rauhe Schale bekommen haben — bekommen müssen.

Wenn also der Mann als landwirtschaftlicher Unternehmer so manches Mal in der Lage ist, dem Landarbeiter wirtschaftliche und geldliche Vorteile zu bieten, so ist das an sich begrüßenswert, aber noch längst nicht das Heilmittel, was wir auf dem Lande notwendig haben. Hier ist meines Erachtens der Augenblick, wo die Tätigkeit der Landfrau gleichzeitig mit einsetzen und die durch die Lohnzulage bzw. wirtschaftlichen Vorteile geweckte größere Lust an der Landarbeit langsam überführen muß in eine Freude an der Landarbeit und eine Liebe zur Scholle.

Wie ist das nun möglich? Im folgenden will ich darstellen, was ich in meiner mehrjährigen Tätigkeit als Wirtschafterin auf einem Rittergutsbetrieb praktisch durchzuführen versuchte.

Unter den Landarbeitern muß man unterscheiden zwischen solchen, die auf dem Hofe wohnen und von da aus verpflegt werden, und solchen, die einen eigenen Hausstand haben und zur Arbeit auf den Hof kommen. Im allgemeinen ist es leichter, an die Arbeiter — Knechte und Mägde — heranzukommen, die auf dem Hofe wohnen und verpflegt werden. Ehedem gehörten diese Arbeiter zur Familie. Sie aßen mit am Familientische, standen mit dem Bauern im Vertrauensverhältnis, das sich oftmals durch die Anrede mit „Du“ äußerte, und waren Mitarbeiter, die am Schicksale der Bauernfamilie und des Bauernhofes innerlich Anteil nahmen. Die Menschen von damals, sowohl Herr als Knecht, stellten an das alltägliche Leben wenig Ansprüche. Ihr „Kino“ und ihre „Modeschau“ war die „Spinnstube“, über die man denken mag wie man will; meiner festen Überzeugung nach war sie edler und heimattreuer als die heutige Tanzdiele und der nächtliche Heimweg vom städtischen Kino.

Die Zeit hat es mit sich gebracht, daß das alte Vertrauensverhältnis auch auf den Bauernhöfen immer mehr verschwunden ist. Auf den großen Gütern, zumal mit starkem Wanderarbeiterbetrieb, lagen und liegen die Verhältnisse in dieser Beziehung noch bedeutend schwieriger. Einem Betriebsleiter, der womöglich ebenso denkt wie ich, wird es augenblicklich aus verschiedenen gesellschaftlichen Gründen nicht möglich sein, die alten Sitten kurzerhand wieder einzuführen. Aber der Landfrau ist es ein leichtes, den Weg zu ebnen, damit den Arbeitern der Aufenthalt auf dem Hofe und dem Lande mehr Freude macht. Das Arbeitsfeld der Landfrau, auf dem sie sich die Liebe und Anhänglichkeit ihrer Mitarbeiter erobern kann, ist die Gesindestube.

Es liegt mir völlig fern, eine Kritik über die Gesindestuben zu geben, die ich kenne. Ich will nur von der Gesindestube sprechen, die mir anvertraut war. Die Einrichtung war einfach, aber dauerhaft. Ein alter Eichentisch, einige Holzbänke und Schemel, darüber eine elektrische Pendellampe mit grünem Blechschirm. Daß bei meinem Eintritt ein paar einfache aber farbenfreudige Indanthrengardinen an das Fenster kamen und vor das Fenster im Sommer Blumenstöcke, das will ich nicht erst betonen, denn der geringe Geldaufwand stand in keinerlei Verhältnis zu der Wärme, die der Gesindestube allein schon dadurch gegeben wurde. Ebenso verhielt es sich mit der kalten, nüchternen Lampe über dem Tische, deren Schirm ich mit dem Rest des Gardinenstoffes behing. Der Tisch, an dem tagsüber gegessen wurde und der allein schon an den vielen eingeschnittenen Kerben erkennen ließ, daß ein reger Stellungswechsel an Knechten und Mägden Sitte war, erfuhr dadurch eine kleine, aber andauernde Verschönerung, daß ihm ein weißes Wachstuch aufgelegt wurde, was die meisten Besucher unter direkt entsetzten Augen für ein gutes Damasttuch hielten. Das war das ständige Kleid der Gesindestube, das eigentlich nach meiner Meinung noch wenig anheimelndes aufwies; aber trotzdem standen wir in dem „Geruche“, die Leute zu „verderben und zu verwöhnen“. Doch die Leute dankten diese Aufmerksamkeit. Und so ging „die Verwöhnung“ und das „Geldausgeben“ weiter. Entsprechend der Jahreszeit schmückte den Tisch ein kleiner Blumenstrauß. Schneeglöckchen und Märzenblumen begannen den „luxuriösen Tischschmuck“, Veilchen, Primeln, Flieder usw. lösten die kleinen Frühlingsboten nach und nach ab, und auf der Tafel fand ein ewiger heimlicher Wechsel statt. Anfänglich lächelten die Knechte und Mägde über den Blumengruß, aber als er an dem einen Sonntag, wo alles draußen so grünte und blühte, wo die Sonne durchs Fenster lachte und das Land so ganz und gar seine Schönheit zeigte, absichtlich fehlte, da fragten die Leute danach. Und das war schon das Zeichen, daß sie eine kleine Aufmerksamkeit, die keinen baren Pfennig, nur einen kleinen Handgriff und fünf Minuten Zeit kostete, vermißten. Sie fühlten sich vernachlässigt. Kamen unsere kirchlichen Feste heran, so bekam die Gesindestube ein anderes Aussehen. Zu Ostern hing an der Lampe ein Buchsbaumkranz mit bunten Eiern, zu Pfingsten stand in der einen Ecke eine junge Birke und auf dem Tische ein Pfingststrauß. Zum Erntedankfest wurden die Leute durch einen kleinen Ährenkranz an die Dankbarkeit und Gottes Schutz über die Saaten erinnert. Kam aber dann der Dezember ins Land und mit ihm die Adventszeit und Weihnachtszeit, dann fiel es der Landfrau nicht so schwer, der Gesindestube ein anheimelndes Gepräge zu geben, „eigenen Willen und eigene Wege zu haben“, die dem „Gesinde“ die langen Winterabende recht traulich erscheinen ließen. Ein Adventskranz mit roten Bändern und roten Lichtern war der ständige Schmuck, der an das kommende Weihnachtsfest erinnerte. Am Nikolaustage, der an und für sich bei uns in Mitteldeutschland wenig gefeiert wird, stellte ich am Abend nach dem Abendessen eine Schale mit Äpfeln, Nüssen, Pfefferkuchen und Weihnachtsgebäck auf den Tisch, der ohne große Zurückhaltung gern zugesprochen wurde. An diesem Abende glückte es mir auch das erste Mal, unsere beiden Hausmädchen für eine Handarbeit zu gewinnen, die sie heimlich schon einmal mit ungewöhnten Fingern begonnen, aber mißmutig wieder zur Seite gelegt hatten. Ich setzte mich eine Weile zu ihnen und half bei der Arbeit. Das war der Anfang zu einer „Häuslichkeit in der Gesindestube“, wie sie uns eigentlich unbekannt war. Bald gesellten sich ein paar Freundinnen dazu, und als ich gar einmal zeigte, wie man ein Kleid zuschneidet, da war auch die erste Arbeitsfrau dann und wann „außer der Arbeitszeit“ auf dem Hofe. Die Winterabende vor dem Weihnachtsfeste nützte ich aus, um die Hausmädchen, Mägde und einige Arbeiterfrauen näher kennen zu lernen, und ich habe diese Stunden des gemeinsamen Zusammenarbeitens niemals bereut.

Schwieriger war es für mich, die Knechte zur Häuslichkeit anzuhalten. Da zog das Weihnachtsfest noch nicht genug, und da sie auch lieber auf „ihrer Kammer über dem Hofe drüben“ waren als in der gemeinsamen Gesindestube, so sann ich auf ein Lockmittel. Ich hatte es bald gefunden. Vom Gutsleiter bat ich mir die Zeitung vom vorherigen Tage aus und legte sie auf den Tisch. Das half! Nach dem Essen standen sie nicht sofort auf und wanderten noch kauend „in den Krug“ oder zum „Freunde“, sondern sie blätterten noch in der Zeitung herum. Auch hatte ich bald festgestellt, daß sowohl die Mägde als auch die Burschen zuerst „nach der Geschichte“ griffen, und so gab ich meinem Herzen einen Stoß — denn allzuviel Gegegenliebe fand ich mit meinen „neumodischen Ansichten“ bei meinem Chef nicht! — und legte selbst zwei Bücher aus meiner Bücherkiste auf den Tisch. Der Erfolg war der, daß bereits am dritten Abend zwei Knechte mehr dablieben und fragten: „Freilein, haben Sie noch so'n Buch?“

Wohl hatte ich nicht ständig in der Gesindestube gesessen, aber ich war des öfteren dort und schaute nach dem Rechten. Trotzdem ich mich mit den Leuten viel abgab, hatte ich mir nichts, aber auch nicht das geringste vergeben; ich blieb „höhere Tochter" — denn das wünschte man von mir, da ich mich in Stellung mit Familienanschluß befand.

Aber eins muß ich doch noch bekennen: So einfach und so schnell, wie es hier auf dem Papier steht, ist mir der Erfolg in meinen Bemühungen nicht gekommen. Zwei Jahre habe ich vergebliches Mühen gehabt, im dritten gewann ich die Hausmädchen und erst im vierten Jahre konnte man von einem kleinen Erfolge sprechen. Sehr gern hätte ich in unserer Gesindestube eine kleine, ganz bescheidene Bücherei eingerichtet und ein paar Bilder an der Wand aufgehängt, aber dafür fand ich keine Unterstützung. Ich freue mich wieder auf den Augenblick, wo ich als Frau eines Landwirts wieder die Großstadt verlassen und auf dem Lande meine Arbeit wiederum aufnehmen kann. Viel Werkzeug brauche ich zu dieser Arbeit wirklich nicht: einen kleinen Blumengarten, eine Weißbürste zum Streichen der Wände, einen Zehnmarkschein für die Innenausstattung und — nur ein bißchen Wärme, Liebe und Verständnis für unsere Landleute! Daß ich neu anfangen muß, das ist mir vollkommen klar und das soll mich nicht verdrießen. Ich will ja auch keine Umwälzung bringen und keine Reform predigen; ich will ja eigentlich nur die Pflichten erfüllen, die eigentlich jede deutsche Landfrau zu erfüllen hätte und — — verhältnismäßig leicht erfüllen könnte: Einen kleinen Baustein will ich herantragen zum Bollwerk, das wir gegen die Landflucht errichten müssen! Ich möchte gern „um die Menschen werben, die noch bei uns sind, — werben auch in der Weise, daß wir zu erkunden suchen, wohin denn ihre Wünsche gehen."

LW **Bielefeld erhält eine Landwirtschaftliche Schule.** So wird uns berichtet. Aber was geht denn das die ländliche Wohlfahrtspflege an? O, sehr viel! Die Stadt Bielefeld freilich scheidet dabei gänzlich aus. Sie kommt nur insoweit in Betracht, wie jede andere Stadt in ähnlichem Falle auch. Eine Landwirtschaftliche Schule ist doch für die Kinder der Landwirte, vielleicht auch für bessergestellte landwirtschaftliche Arbeiter bestimmt, also für Menschen, deren zukünftige Arbeit auf dem Lande ist. Es erscheint im Interesse der Wohlfahrtspflege und der Ausbildung der betreffenden Personen als recht zweifelhaft, wenn man diese Jugendlichen, anstatt sie in ländlichen Verhältnissen zu belassen, in städtische hineinführt, in denen doch eigentlich manches ablenkt, auch wenn die eigentliche Schularbeit noch so günstig gestaltet wird. Ob es gerade richtig ist, daß die jungen Leute sich in der Stadt an so manches gewöhnen, was nicht gerade notwendig ist, wie z. B. Kneipenlaufen, Poussieren, Kinobesuche usw., mag dahingestellt bleiben, und ob die Jugendlichen, die mit den Zügen morgens in die Stadt hineinfahren und abends wieder heimkehren, immer die beste Unterhaltung pflegen, wenn sie unterwegs sind, mag auch dahingestellt bleiben; sicher ist nur, daß die Abteile, die von solchen Jugendlichen besetzt sind, von anderen Reisenden gern gemieden werden. Sicher ist aber vor allen Dingen, daß für diejenigen, die nicht als Fahrschüler zu Hause wohnen bleiben können, der Besuch der Landwirtschaftlichen Schule außerordentlich stark verteuert wird, da fast alle derartigen Schulen ihre Schüler auf Privatpensionen verweisen und man nur selten Schülerheime in Verbindung mit den Schulen hat.

Es ist aber auch gar nicht einzusehen, warum man solche Schulen für die ländliche Jugend in die Stadt hinein legen muß. Was vielfach lockt, ist uns natürlich nicht unbekannt. Die zentrale Lage der Stadt sichert durch die Fahrschüler einen gewissen Mindestbesuch der Schule. Dazu kommt noch, daß in sehr vielen Fällen die Stadt sehr wohl zu rechnen weiß und nicht nur für die Errichtung der Schule Opfer bringt, sondern auch zu den laufenden Unterhaltungskosten beisteuert. Es wird also billiger, wenn man eine solche Schule in der Stadt baut, als wenn man sie auf das Land verlegt. Daß in Wirklichkeit nicht die Stadt diese Summe aufbringt, sondern das Land, wird nur den allerwenigsten klar, erst recht nicht, daß das Land in der Regel das Vielfache dieser Zuschüsse wieder an die Stadt zurückzahlt.

Auch das ist nicht richtig, daß die Stadt über mehr Bildungsmöglichkeiten verfügt als das Land. Das kann man letzten Endes jemandem erzählen, der nur Deutschland kennt und weiß, wie das Land in Deutschland in den letzten Jahrzehnten bezüglich der Bildungseinrichtungen eigentlich planmäßig ausgehungert ist. Wer aber andere Länder, wie z. B. Schweden, Dänemark oder Finnland kennt, weiß, daß es wohl möglich ist, auch auf dem Lande Bildungseinrichtungen zu schaffen, die den städtischen vollständig gleichwertig sind.

Freilich, eins muß bedacht werden. Uns Deutschen liegt die Einrichtung von Schülerheimen nicht besonders gut; wir können viel besser Kasernen bauen. Und unserer Jugend liegt das Sichschicken in ein mehr frei gerichtetes Schülerheim auch nicht so sonderlich; sie finden sich mit der streng soldatischen Ordnung der Kasernen vielfach leichter ab. Aber das sind alles Dinge, die doch überwunden werden müssen, und die von den Volkshochschulen zum guten Teil schon überwunden sind. Wollen wir die Bildung auf dem Lande heben, so müssen wir die Bildungsmöglichkeiten auf dem Lande vermehren. Und so muß unumstößlicher Grundsatz werden, daß Schulen, die für das Landvolk bestimmt sind, auch auf dem Lande untergebracht werden. Wenn Bielefeld eine Landwirtschaftliche Schule bekommt, so ist das ein Zeichen, daß unser Landvolk in Bildungsfragen noch nicht logisch genug denken kann.

LW Zum Problem der inneren Kolonisation.

Von Stadtrat z. D. Treffert, Berlin.

Vorbemerkung der Schriftleitung. Wir bringen den nachstehenden Aufsatz, obwohl wir nicht mit allen Einzelheiten übereinstimmen. So bildet u. E. der Großgrundbesitz und das von ihm herzugebende Land zweifellos z. Zt. und schon seit mehreren Jahren kein Siedlungshindernis. Auch die allgemeine Aufhebung bezw. Kommunalisierung der Kulturämter wird manchem Bedenken begegnen.

Die Arbeitslosigkeit ist zwar im vorigen Sommer gefallen. Im Herbst und Winter hat sie aber wieder zugenommen. Wir werden überhaupt in den nächsten Jahren immer einen recht hohen Prozentsatz Arbeitsloser zu verzeichnen haben. Das ist auf die verschiedensten Umstände zurückzuführen: Fortfall unseres stehenden Heeres, Fortfall der Herstellung von Munition und Bedarfsgegenständen für das Heer, Fortfall unserer Kolonien und eines großen Teiles unserer früheren Absatzgebiete, Sinken der Kaufkraft im Lande selbst. Das Arbeitslosenproblem gehört deshalb mit zu den wichtigsten, die wir in der nächsten Zeit zu lösen haben. Es hängt zweifellos zusammen mit dem Problem der inneren Kolonisation.

Durch die innere Kolonisation wird die Arbeitslosigkeit zurückgedrängt werden können. Durch das Siedeln wird zunächst die Bautätigkeit in Gang gebracht. In einer soeben erschienenen lesenswerten Schrift*) von Dr. Johannes Dierkes rechnet der Verfasser aus, was es bedeutet, wenn wir jährlich etwa 10 bis 15 000 neue Bauernstellen schaffen könnten. Allein bei 10 000 Bauernstellen, diese zu je nur 1500 Tagewerken gerechnet, kommen 10 Millionen Arbeitstage heraus. Damit könnten 75 000 Bauarbeiter in einem Baujahre zu je 200 Arbeitstagen gerechnet voll beschäftigt werden. Beim Bauen sind aber nicht nur Architekten, Maurer, Zimmerer, Maler, Dachdecker, Klempner, Installateure, Glaser, Tapezierer, Schlosser und Hilfskräfte aller Art beschäftigt, sondern es werden auch andere Industriezweige eine starke Belebung erfahren. Werden Wohnungen gebaut, dann belebt dies die Industrie für Möbel, Haushaltungseinrichtungen und Gebrauchsgegenstände der verschiedensten Art. Die Landmaschinenindustrie und die Düngemittelfabriken würden bei der Siedlungstätigkeit ebenfalls eine Belebung erfahren; aber auch Handwerk und Kleinindustrie, wie überhaupt Handel und Wandel in den Landorten und benachbarten Landstädten würden die Wirkung spüren. Gerade durch die Errichtung von neuen Bauernstellen würde der Bedarf an Maschinen und Geräten eine erhebliche Vermehrung erfahren. Auch die Maschinen-Reparaturwerkstätten sowie die Textilindustrie und das Bekleidungsgewerbe würde Nutzen davon ziehen. All das zeigt sehr deutlich, welche Stärkung der Kaufkraft unseres Binnenmarktes die Vermehrung unseres Bauernstandes zur Folge haben würde. Wir besitzen in Deutschland ausreichend Zement, Kalk, Lehm, Ziegel, Steine, Eisen, Holz usw., und es besteht nur die Notwendigkeit, diese Materialien zu mobilisieren.

Früher hat man die Spannung zwischen Volk und Boden (das Volk vermehrt sich, der Boden nicht) durch Wanderungen auszugleichen versucht. Aber bei den Auswanderungen ging unser bestes Blut und die beste Kraft an fremdes Volkstum verloren. 5 Millionen Deutsche, d. h. 90 Prozent der Gesamtauswanderung, sind in den letzten 100 Jahren nach den Vereinigten Staaten von Amerika gegangen und haben an erster Stelle mitgeholfen, deren Weltmacht zu begründen. Was kann demgegenüber geschehen? Nicht die Einschränkung der Bevölkerung ist der Weg, um das deutsche Volk aus der wirtschaftlichen Notlage der Gegenwart herauszuführen, denn Einschränkung der Bevölkerungszahl führt ein Volk ans Sterbebett. Es gilt das andere: auf alle mögliche Art und Weise und mit allen möglichen Mitteln die Produktion steigern. Das ist wiederum nur möglich durch energisch durchgeführte Vermehrung unseres Bauerntums, durch Siedeln.

Die Großstadt zehrt am Mark des Volkes. Die Großstädte lebten bisher von dem Zuzug vom Lande. Der Geburtenrückgang in der Großstadt zeigt, welche Gefahr die Großstadt für die Volkskraft mit sich bringt. In Berlin wurden 1913 77 000 Geburten gezählt; 1919 waren es 52 000; 1922 nur noch 46 000, 1923 nur 39 000. Die Zahl der eingeschulten Kinder betrug 1919 70 000 und 1923 nur noch 31 000. In früheren Jahren verglich man die Ergebnisse der Rekrutierung. Im Jahre 1918 verhielt sich das sogenannte „Soll" und „Ist" bei den Gemeinden mit weniger als 2000 Einwohnern wie 100 : 114, bei Städten von 2000 bis 5000 Einwohnern wie 100 : 91, von 5000 bis 20 000 Einwohnern wie 100 : 86, von 20 000 bis 100 000 Einwohnern wie 100 : 83, und bei Städten mit mehr als 100 000 Einwohnern 100 : 65. Ähnlich steht es mit der Sterblichkeitsziffer. Nach den Veröffentlichungen des Statistischen Amtes der Stadt Berlin wurden von 1919 bis 1926 einschließlich, zusammen 387 821 Geburten und 398 764 Sterbefälle ermittelt, also waren 10 943 Särge mehr notwendig als Wiegen.

Das Siedeln hat auch eine günstige Wirkung für die Lebensmittelversorgung. Das haben wir besonders während des Krieges gesehen. Gerade in den Großstädten waren die Ernährungsschwierigkeiten besonders unerträglich. Wie glücklich war die Landbevölkerung und diejenigen, die über ein Stückchen Pachtland verfügten. Bei einer Besiedlung des Landes könnten wir erheblich mehr Menschen ernähren als heute. Laut amtlicher Statistik kommen bei großen Gütern von 100 000 Hektar und darüber hinaus auf je 100 Hektar landwirtschaftlich genutzter Fläche durchschnittlich 17 beschäftigte Personen, bei Großbauern mit 20 bis 100 Hektar 22 Personen, und bei Klein- und Mittelbauern in Betrieben von 5 bis 20 Hektar sogar 44 Personen auf je 100 Hektar. Bedenkt man, daß die Großbetriebe, die zahlenmäßig allerdings nur 0,4 Prozent aller Betriebe ausmachen, 22,2 Prozent der landwirtschaftlich genutzten Fläche umfassen, dann wird die Möglichkeit der Herbeiführung einer größeren Bevölkerungsdichte auf dem Lande ohne weiteres klar. Der Nahrungsspielraum kann also durch eine Änderung unserer heutigen Verhältnisse leicht vergrößert und darum binnen kurzem eine Existenzmöglichkeit für Hunderttausende oder Millionen von Menschen geschaffen werden, die vorher als überflüssig angesehen werden mußten.

Siedlungsland haben wir im Osten und Westen unseres Reiches genug. Denken wir einmal an die Ödländereien, an die Moor- und Heideflächen in Hannover, Holstein usw. Ihren Umfang schätzt man auf ungefähr 4½ Millionen Hektar. Die Ödlandflächen in Deutschland sind ungefähr so groß wie die gesamte landwirtschaftlich genutzte Fläche der Länder Hessen, Baden, Württemberg und Sachsen, oder, so groß, wie die landwirtschaftlichen Nutzflächen, die wir durch den Versailler Vertrag verloren haben. 2½ Millionen Hektar sind davon sicherlich kulturfähig. Sie bieten Raum für 150 000 neue landwirtschaftliche Stellen von der Größe einer selbständigen Ackernahrung. Eine gesunde Mischung von Großgrundbesitz und Kleinbesitz muß angestrebt werden. Wenn man allerdings das Schneckentempo der Zeit von 1919 bis 1925 weiterkriecht, so wäre, wie sich nach amtlichen statistischen Angaben errechnen läßt, dieses Ziel in Pommern erst in 73½ Jahren, in Oberschlesien in 86 Jahren und in Ostpreußen in 137 Jahren erreicht.

Fehlt es etwa an Siedlungslustigen? Keineswegs. Gewiß man kann nicht jeden arbeitslosen Großstädter auf das Land verpflanzen. Von heute auf morgen lernt man nicht den Bauernberuf. Es gehören nicht nur Kenntnisse, sondern auch Liebe zur Landarbeit und zum Landleben dazu. Es sind gewisse Charaktereigenschaften unerläßlich: Zähigkeit, Genügsamkeit, Mut zur Härte gegen sich selbst, zu Entbehrungen und schwerer Arbeit. Dazu gehört eine gleichgesinnte Frau als Schicksalsgenossin, die mit dem Manne und den heranwachsenden Kindern Freud und Leid, Entbehrungen und Rückschläge teilt. Sie muß den Arbeiten in Haus und Hof, auf dem Acker und im Stalle gewachsen sein. Aber es gibt solche Personen genügend. Es sind die nachgeborenen Bauernsöhne, sparsame Landarbeiter, Heuerlinge, Kleinbesitzer, die aus dem verlorenen Osten vertriebenen Ansiedler, Reichswehrsoldaten, die ihre Dienstzeit beendigt haben, eine Kapitalabfindung mitbringen und aus der Landwirtschaft stammen. Desgleichen ländliche Handwerker; es kommen auch Industriearbeiter in Frage, die die Bauernarbeit kennen, auf dem Lande geboren, aufgewachsen und noch nicht vom Großstadtgeist angekränkelt sind.

Weshalb kommen wir aber nicht vorwärts? Die Gründe des Mißerfolges sind besonders in der oben erwähnten Schrift von Dr. Dierkes angegeben. Es ist die Machtstellung des Großgrundeigentums einerseits; es ist die verfehlte Siedlungspolitik auch der Nachkriegszeit; es ist die Politik der verpaßten Gelegenheiten; es ist schuld der eingerostete bürokratische Apparat. Gerade mit diesem bürokratischen Apparat, mit den Kompetenz-Konflikten der einzelnen Länder und der in Betracht kommenden Ressorts hat sich ja die Oeffentlichkeit in der letzten Zeit recht oft beschäftigt. Man hat 144 Kulturämter geschaffen für bestimmte Kreise, dazu Landeskulturämter für Provinzen und ein Oberlandeskulturamt für Preußen. Dr. Dierkes meint sogar, daß die Landeskulturbehörden im Effekt die Siedlung eher hemmen als fördern. Es wird sogar bei der kommenden großen Verwaltungsreform Preußens eine der wichtigsten Aufgaben sein, ihrem Dasein als Sonderbehörden ein Ende zu machen und sie in die allgemeine Landesverwaltung unter der Kontrolle der Selbstverwaltung einzubauen. Die Voraussetzungen für größere Erfolge in der Moor- und Ödlandkultivierung sind erst in den letzten Jahren geschaffen worden. Jetzt handelt es sich darum, die bestehenden Siedlungen zu schützen, für die Vergrößerung kleinerer Betriebe zu sorgen und Neusiedlungen zu begründen. Das frühere Pachtrecht muß deshalb eine Änderung erfahren, und auch dem Kleingarten ist mehr Bedeutung beizumessen als ein ebenso wertvolles wie einfaches und wenig kostspieliges Mittel zur Förderung der Familie in wirtschaftlicher, gesundheitlicher und erzieherischer Hinsicht.

Nachdem Dr. Dierkes ganz offen Kritik an den bisherigen Zuständen geübt hat, schildert er ebenso offen die Aufgaben der Stunde. Als erste Vorbedingung gilt hier wie für den Wohnungsbau die Lösung der Frage der Finanzierung und Organisation. Die Schaffung eines Dauerkreditinstituts, das die Gelder für die Siedlung aus dem allgemeinen Kapitalmarkt holt, indem es Wertpapiere ausgibt, deren Verzinsung durch die vom Siedler zu zahlende Rente erfolgt, ist die erste Notwendigkeit. Dieses Institut muß ein Reichsinstitut sein. In stärkerem Umfange als bisher sind für die wirtschaftliche Siedlung Kredite aus der Hauszinssteuer flüssig zu machen und zu einem billigen Zinsfuß Einrichtungskredite zu gewähren. Neben die gute Finanzierung gehört eine gute Organisation. Der Gesetze haben wir genug, der Behörden ebenfalls. Jetzt müssen die Widerstände überwunden werden. Um hier Wandel zu schaffen, ist notwendig eine ausreichende Festsetzung der selbständigen Ackernahrung. Beseitigung der Landlieferungsverbände, Festsetzung der Entschädigung für Anliegerland in Jahresrenten, Abbau der Kultur- und Landeskulturämter als selbständige Behörden und Einbau in die allgemeine Landesverwaltung unter der Kontrolle der Selbstverwaltung.

Das wird nicht leicht sein, und es wird ein harter Kampf entstehen, sobald die Frage ernsthaft angegriffen wird. Aber es muß einmal ernsthaft zugefaßt werden. Siedlung tut not aus den verschiedensten Gründen. Entweder siedeln oder sinken, d. h. völkisch, politisch und wirtschaftlich zugrunde gehen. „Auf verengtem deutschen Boden steht heute deutsches Volk. Es will leben. Es führt ein Weg zur Zukunft. Gebt ihm Raum im eigenen Land. Führt eine neue Siedlungsepoche herauf. Schafft Bauern auf die Deiche." Diese Schlußworte aus dem Buche „Volk und Raum" wird jeder unterschreiben, und wer die Notwendigkeit des Siedelns erkannt hat, wird auch mit Hand anlegen, um endlich das Siedlungswerk einen guten Schritt vorwärts zu treiben. Das ist wirklich unsere Aufgabe der Stunde!

*) Volk und Raum. Zum Problem der inneren Kolonisation. 86 Seiten stark. Erschienen bei Fischer, Jena. Preis 3.— Mark.

LW Der „Reichslandarbeiterbund" veröffentlicht in Nr. 1 vom 1. Januar 1928 Leitsätze und Forderungen des Reichslandarbeiterbundes zu den verschiedenen Fragen des Volks- und Wirtschaftslebens. Bezüglich der **Landarbeiter** wird folgendes verlangt:

„Die Hebung der Landwirtschaft und ihre Ertragssteigerung in dem von uns geforderten Sinne ist nur möglich, wenn auch die ländliche Arbeiterschaft entsprechend mitberücksichtigt wird. Es muß daher das Bestreben des gesamten Volkes sein, die Landwirtschaft finanziell so zu kräftigen, daß

1. für die Landarbeiter die Wohnungen so ausgebaut werden, daß sie den heutigen Anforderungen vom Standpunkt der Sittlichkeit und Hygiene voll entsprechen. Das gilt auch für die Unterbringung von ledigen ländlichen Arbeitern.
2. Die Löhne sind so auszubauen, daß auch für die gesamte Landarbeiterschaft das Bestreben lebendig bleibt, auf dem Lande zu bleiben.
3. Die Landarbeiter sind in steigendem Maße zu Kursen heranzuziehen, in denen sie befähigt werden, die modernen Maschinen zu bedienen und das Vieh nach wissenschaftlichen Grundsätzen zu pflegen und zu bedienen.
4. Auch die Landarbeiterschaft ist zu Ehrenämtern in der Gemeinde und im weiteren öffentlichen Leben heranzuziehen.
5. Ein weitgehendes Prüfungswesen für Spezialfächer ist anzustreben, um dadurch der Landarbeiterschaft auch innerhalb ihres Standes eine soziale Hebung zu gewährleisten.
6. Siedlungsgesetze und Praxis sind so auszubauen, daß durch die Siedlung alteingesessene Landarbeiterfamilien nicht verdrängt, sondern als Bauernsiedler angesetzt werden. Durch Siedlung verdrängte Landarbeiter, welche länger als zwei Jahre in dem besiedelten Betriebe beschäftigt waren, sind, wenn sie durch Besiedlung verdrängt werden, angemessen zu entschädigen.
7. Eine weitgehende Deputatentlohnung soll den Landarbeiter in den Stand setzen, die Lebensmittel für seine Familie selbst zu erzeugen. Wo die wirtschaftlichen Verhältnisse es irgend gestatten, muß der Landarbeiter als kleiner Landwirt bei sparsamer Wirtschaftsführung selbst durch Verkauf von Kleinvieh und Viehprodukten seinen Verdienst wertvoller gestalten können."

LW Der Kreisausschuß für Jugendpflege in Wittlich veranstaltete in der Zeit vom 14. Januar bis 3. März 1928 an acht aufeinanderfolgenden Samstagnachmittagen einen **Zuschneidekursus für die Jugendpflegerinnen** des Kreises.

Der Zweck des Kursus war, den Teilnehmerinnen zu zeigen, wie man den Jugendlichen das Zuschneiden von Leibwäsche und anderen einfachen Kleidungsstücken beibringt. Die Leitung des Lehrgangs lag in der Hand einer Gewerbeschullehrerin. Die einzelnen Gegenstände wurden mit den Teilnehmerinnen besprochen und zugeschnitten; das Anfertigen erfolgte zu Hause. Die von den Teilnehmerinnen angefertigten Arbeiten waren durchaus befriedigend.

Der Unterricht wurde nach folgendem Lehrplan durchgeführt:

1. Nachmittag: Abformen der Oberkörpergrundform. — Herstellen des Hemdschnittes. — Zuschneiden und Einrichten des Hemdes. — Verzierungsarbeiten. — Besprechung der einzelnen Wäschestoffe (Kennzeichen der guten und schlechten Stoffe).
2. Nachmittag: Herstellen eines Nachthemdes und Beinkleides. — Zuschneiden und Einrichten eines der Wäschestücke. — Verzierungsprobe.
3. Nachmittag: Herstellen verschiedener Unterrocksschnitte. — Zuschneiden und Einrichten eines derselben. Verzierungsprobe.
4. Nachmittag: Einfache Schürzenformen. — Zuschneiden und Einrichten derselben.
5. Nachmittag: Einfache Bluse oder Kleid. — Zuschneiden und Arbeiten derselben.
6. Nachmittag: Flicken und Stopfen.
7. Nachmittag: Schnitte für Säuglingswäsche und Kinderkleider.
8. Nachmittag: Bastarbeiten und einfache Verzierungstäschchen.

An dem Kursus nahmen 24 Jugendpflegerinnen teil, die sich verpflichteten, das Gelernte im nächsten Winter in den Vereinen praktisch weiterzugeben. Die Teilnehmerinnen folgten mit regem Interesse den praktischen Ausführungen der Kursusleiterin und versäumten trotz des schlechten Wetters und der weiten Wege kaum einen Nachmittag. Die Teilnahme an dem Kursus war unentgeltlich.

J. Schumacher, Wittlich.

LW

Schont die Jugend!

„In L. hat der K . . . Verein beschlossen, mit allen Vereinen des Ortes Rücksprache wegen der für das Jahr geplanten Vergnügungen zu nehmen. Der Antrag wurde damit begründet, daß zum Verderb unserer Jugend, der gegenüber auch alle Vereinsvorstände eine schwere Verantwortung tragen, die Festlichkeiten überhand nehmen, daß Veranstaltungen, auf denen Gediegenes geboten wird, unter schwachem Besuch leiden ....“

Endlich eine Gemeinde, wo man das Uebel an der Wurzel packt. Das ist es! Durch die vielen gebotenen Vergnügen muß die Jugend vergnügungssüchtig werden. Und aus der Vergnügungssucht entwickeln sich wiederum so viele der Untugenden und sittlichen Verfehlungen, über die Erwachsene berechtigte Klage führen, ohne aber zu bedenken, daß sie selbst schuldig sind.

Muß denn jeder Verein jährlich seine 3 bis 4 Vergnügen großen Stils haben? Muß denn die Jugend immer und überall dabei sein?

Die Vereine wollen natürlich ihren Mitglie~~dern „etwas~~ bieten“. Sind aber der Tanz und das Trinken die Hauptsache? Es gibt so unendlich viel Schönes, dessen Pflege jedem Verein möglich ist. Unterhaltungsabende mit Theater, Gesang und Deklamationen, aber — ohne nachfolgenden Ball.

Das ist etwas, wozu man die Jugend auch führen kann. Solche Veranstaltungen halten das Publikum beieinander, wenn sie auf höherem Niveau stehen; sie sind bald zu Ende, und die Jugend geht mit den Alten heim.

Aber noch einmal die zweite Frage: Muß denn Jugend immer dabei sein? Es ist sicher nicht notwendig. Ich habe junge Mädchen und junge Männer kennen gelernt, die bis zu ihrem achtzehnten, ja zwanzigsten Lebensjahr noch keinen Tanz mitgemacht hatten. Und das waren nicht die schlechtesten Menschen! Die Vereine müssen darauf bedacht sein, die Seele der Jugendlichen zu schonen, sie zu bewahren vor dem Anblick der wüsten Bilder, die manche Veranstaltungen zu später Stunde bieten. Wohl kann man sagen: Solche Zustände müssen vermieden werden! Selbstverständlich, das auch! Aber von einem Vereinsvorstand kann man nicht verlangen, daß er für die Beseitigung Sorge trägt. Das weiß jeder, der das Volk kennt.

Darum vor der Veranstaltung den Beschluß herbeiführen: Jugendliche bis zum 18. Jahre haben keinen Zutritt zu diesem Vergnügen. (Nebenbei: Jugendlichen bis zum 16. Jahre ist das Betreten von Tanzböden polizeilich verboten. Es steht auf jedem Tanzschein. Wo wird es streng beachtet?)

Bei den Eltern liegt es, darauf zu achten, daß die Jugendlichen sich nicht sonstwo herumtreiben. Leider gibt es Eltern, die glauben, ihre schulentlassene Tochter müßte zum Ball, damit sie Herren kennen lernt, damit sie nicht „sitzen bleibt“. Es gilt aber immer das Sprichwort: „De besten Peer wart ut'n Stall verköfft!“ Sind es aber Veranstaltungen, die von Jugendlichen besucht werden dürfen, dann sollen die Angehörigen darauf achten, daß die Kinder mit ihnen heimgehen. Jugendliche gehören um 9, spätestens um 10 Uhr ins Haus. Wo in den Dörfern sich Jugendliche nach 10 Uhr ohne Zweck auf den Straßen herumtreiben, oder im dunklen mit den Mädchen „jachtern“, da ist etwas faul in der Pflichterfüllung der Erziehungsverpflichteten und der Dienstherren. Meine Beobachtungen haben mir das bestätigt. Ich freue mich über den Beschluß von L. und möchte wünschen, daß er überall Beachtung findet, und daß man noch einen Schritt weiter gehen möchte, im Sinne meiner obigen Ausführungen. Welche Irrungen und Wirrungen in den Ansichten über diese Frage noch bestehen, das erhellt aus einer Mitteilung der „Jungen Gemeinde“. Danach hat der Präsident des Deutschen Gastwirteverbandes auf der Tagung seines Verbandes seine ablehnende Stellung zu Lustbarkeitssteuern und Polizeistundenverschärfung wie folgt begründet: „Die Gesetzgeber sind Verbrecher, die dafür sorgen, daß ein Tanz vorzeitig abgebrochen wird und der dadurch die jungen Leute in Nacht und Heimlichkeit hinausschickt, ehe ihre Ermüdung so groß geworden ist, daß sie sofort heimgehen. Ließe man sie bis 4 und 5 Uhr austoben, so gingen sie alsbald wieder an die Arbeit, denn um diese Zeit sieht ein junges Mädchen nicht mehr so verführerisch aus, wie um 12 Uhr nachts.“

Wer Ohren hat zu hören, der höre!
Schont die Seele der Jugendlichen!!

Kreisjugendpfleger Graue.

Zur Bildungsfrage auf dem Lande.

LW Seit Ausgang des Krieges haben Abgeordnete und die Presse neben der Fortbildungsschule auch einer anderen Bildungsanstalt auf dem Lande größere Aufmerksamkeit zugewandt, nämlich den sogenannten **Rektoratschulen.** Das sind Schulen, die seit langer Zeit schon einem großen Bedürfnis zur Fortbildung und höheren Bildung auf dem Lande, besonders in Rheinland und Westfalen, abgeholfen, die wichtigsten Dienste geleistet und sich die größten Verdienste erworben haben, ohne daß man sie entsprechend anerkannt und nach Billigkeit gewürdigt hätte. Es ist eine bekannte Tatsache, daß das Land gegenüber den Städten volkswirtschaftlich außerordentlich benachteiligt ist. Greifen wir zum Beweise nur Einzelnes heraus. Man spricht oft von dem großen Vorzug, daß man auf dem Lande ständig in frischer Luft lebe, während der Städter im ungesunden Dunstkreis der Industrie, des Handels und des Verkehrs zu leben bestimmt sei. Abgesehen davon, daß man hier zu wenig beachtet, daß die Luft über den Städten durchschnittlich durch die Windbewegung von 1 bis 2 Meter je Sekunde fortbewegt und erneuert wird, denkt man auch nicht an den Vorzug, daß die Städte durch Heilanstalten, Bäder, Volksgärten, direkte und schnelle ärztliche Hilfe, ausgedehnte Krankenpflege und durch Fürsorgeanstalten aller Art derart vor dem Lande bevorzugt sind, daß heute trotz der frischen Luft auf dem Lande erheblich mehr Menschen der Tuberkulose zum Opfer fallen als in der Stadt.

Wie es bei der gesunden Körperpflege der Fall ist, so erscheint auch bei der Geistespflege die Stadt gegenüber dem Lande außerordentlich bevorzugt. Ausgebaute Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Real-, Fach-, Handels- und Berufsschulen bieten in der Stadt neben Lyzeen, Oberlyzeen und Lehrerinnenbildungsanstalten dem städtischen Nachwuchs die beste, bequemste und billigste Möglichkeit einer geistigen Ausbildung. Was verschlägt es dabei, ob man die Anforderungen an die Ausbildung immer höher schraubt und nächstens wohl gar für alle niederen und mittleren Beamten- und Angestelltenposten das Reifezeugnis einer Vollanstalt verlangen wird. Ob der Junge oder das Mädchen in der Stadt ein Jahr mehr oder weniger die höhere Stadtschule besucht, kommt finanziell ja kaum in Betracht. Wie schlimm steht es in dieser Hinsicht aber auf dem Lande, zumal wenn der Sohn und die Tochter zur Stadt zwecks ihrer Vorbildung ganz in Pension gegeben werden müssen! Da gibt es überhaupt keine billige und bequeme Ausbildungsmöglichkeit.

Haben aber die Landbewohner, die Landwirte, als gleichberechtigte Staatsbürger, stark belastete Steuerzahler, nicht ein Anrecht darauf, von Land und Reich eine ausgleichende Gerechtigkeit zu fordern? Ist es nicht Pflicht der staatlichen Lebensgemeinschaft, dafür zu sorgen, daß auch auf dem Lande die Möglichkeit einer billigen geistigen Ausbildung gewährt wird? Was hilft die Forderung: „Freie Bahn den Tüchtigen“, wenn sie nur für den Stadtschüler gilt, während durch Heraufschraubung der Berechtigungsfrage der Weg und Zugang Bildungshungriger vom Lande immer mehr erschwert wird!

Nun glaubt man durch die sog. Aufbauschulen einen Ausweg geschafft zu haben. Diese Abhilfe erfolgt aber nur für eine um drei Jahre gekürzte Ausbildungszeit auf Kosten einer größeren Inanspruchnahme der Körper- und Geisteskräfte des Schülers vom Lande. Dieser soll in sechs Jahren das Ziel zu erreichen streben, das der Stadtschüler in neun Jahren bequem erreichen kann. Bequem? Ja! Sollte der Zögling vom Lande auch in die günstige Lage versetzt sein, durch Eisenbahn, Elektrische oder Auto zur höheren Schule der Stadt gelangen zu können, so hat er die Zeit des früheren Aufstehens, der Zu- und Abfuhr, die Gefahren und Zerstreuungen solchen Verkehrs doch ständig mehr zu überwinden als der Stadtschüler, Unregelmäßigkeiten in der Ernährung mit in den Kauf zu nehmen und dazu der Forderung zu genügen, geistig mehr leisten zu müssen als sein bevorzugter städtischer Mitschüler, der statt in sechs Jahren erst in neun Jahren unter steter Aufsicht des Elternhauses das Reifezeugnis erlangen kann.

Man werfe nicht ein, daß bei den Entfernungen der Anstalten in den Städten der Stadtschüler oft auch genötigt sei, täglich die Elektrische zu benutzen, um zur Schule zu kommen. In solchen Fällen hat der von auswärts mit der Eisenbahn anlangende Schüler vom Lande trotzdem die größere Beschwerde, da er, angekommen auf dem meist in der Peripherie der Großstädte gelegenen Bahnhofe, nun auch noch, so gut wie der Stadtschüler die Elektrische besteigen muß, um zur Bildungsanstalt zu gelangen.

Die Aufbauschulen machen die Rektoratschulen auf dem Lande keineswegs überflüssig. Diese Schulen bieten im Gegenteil die beste Möglichkeit für den normalen Anschluß und Eintritt in die höhere Bildungsanstalt der Stadt. Dafür zeuge ein besonderes Beispiel, das wir selbst erlebt haben. Das städtische Gymnasium einer mittelgroßen Stadt der Rheinprovinz erhielt besonders von drei in größerer Entfernung gelegenen Rektoratschulen, von denen sich zwei inzwischen zu Vollanstalten entwickelt haben, alljährlich größeren Zugang in die Untersekunda. Als eines Tages anläßlich einer statistischen Erhebung über die Anzahl der Schüler, die normal, d. h. ohne einmal oder noch öfter nicht versetzt zu sein, in neun Jahren zur Reifeprüfung gelangt wären, diese Feststellung an dem gedachten Gymnasium in der Oberprima erfolgte, stand auf die Frage, wer von den 24 Oberprimanern auf derselben Anstalt in neun Jahren das Ziel erreicht habe, kein Schüler auf. Dabei wurde festgestellt, daß die damalige, hier in Betracht kommende Sexta übernormal stark besucht war. Von diesen Sextanern hatte also kein einziger Schüler ordnungsmäßig das Ziel erreicht. Auf die weitere Frage, wer denn von den von auswärtigen höheren Schulen zugegangenen, in eine höhere Klasse eingetretenen Schülern regelrecht jedes Jahr versetzt worden sei, also auf diese Weise das Ziel in neun Jahren erreicht habe, erhoben sich sieben Schüler. Sechs davon waren auf den oben gedachten Rektoratschulen vorgebildet und waren ihrerseits wieder gewissermaßen als Auslese von ursprünglich 20 Sextanern der Rektoratschulen hervorgegangen. Sie gelangten später nach ihrer Weiterbildung auch alle in schöne höhere Lebensstellungen. Sie entstammten auch alle sechs keineswegs wohlhabenden Kreisen und genossen dementsprechend auf dem Gymnasium Freistellen. Das Wort: „Freie Bahn den Tüchtigen“ wurde hier also tatsächlich verwirklicht und zwar nur durch die Rektoratschulen. Es ist kein Zweifel, daß ähnliche Feststellungen bei den Zöglingen aller übrigen Rektoratschulen Westdeutschlands gemacht werden können. Darum stimmen wir mit in den Ruf an die Staatsbehörden ein: Helft den Rektoratschulen, da er gleichbedeutend ist mit dem Ruf: Freie Bahn den Tüchtigen!

Dr. Pick.

Mehr Geschmack im Hausrat.

LW Es ist kaum zu glauben, wieviel Dinge oft in den Wohnungen herumspuken, die man heute mit dem Namen Hausgreuel bezeichnen kann. In Möbeln, Dekorationen und im Fußbodenbelag ist das weniger zu beobachten, desto mehr jedoch in den Dingen der täglichen Umgebung und Handhabung, seien es z. B. Leuchter, Vasen, Schalen, Kissen, Scheren, Besteck und dergleichen.

Betrachten wir uns diesen oder jenen Gegenstand näher, so wird uns häufig dreierlei auffallen. Zunächst die Sucht, stets etwas Besonderes, etwas Originelles zu erfinden. Worin besteht nun das Originelle? Es äußert sich in ganz unnatürlichen, ja, der Natur geradezu entgegenstehenden Formen. Da ist das mit Blumen bemalte Schwein, als Sparbüchse dienend, der lebende Affe als Krönung und sinnreicher Abschluß für eine Uhr. Der grimmig blickende Hund, der aber sehr harmlos ist und Kohlen in seinem Innern beherbergt, also eine Kohlenkanne sein soll. Ferner der Elefant als Lichtspender oder sein beweglicher Rüssel als Zigarrenabschneider, der Goldfisch als Harmonika, das Taschenmesser in der Form eines Damenbeins und andere sogenannte originelle Dinge mehr. Als Sylvesterscherzartikel möge man diese Dinge noch hinnehmen, doch im täglichen Umgang und Gebrauch sind sie für jeden Menschen von Geschmack entsetzlich.

All diesem Zeug sieht man es sofort an, daß es meistens aus ganz gewöhnlichem Material, aus den billigsten Stoffen hergestellt ist. Als drittes fällt jedem, der solche Dinge betrachtet, die große Verzierungswut ins Auge. All die Zacken, Schleifen, Bogen, Blumen, Bildchen und Inschriften an solchem Hausgreuel haben natürlich keinen anderen Zweck, als die Beschauer über die Armseligkeit des Materials hinwegzutäuschen. Und solcher Schund wird in heutiger Zeit immer noch massenhaft angefertigt, gekauft und zur Zierde des Hauses benutzt.

Ein schlechter Geschmack findet immer Freude an widersinnigen Ausdrucksformen, an unechtem, gewöhnlichem Material und an übermäßig und falsch angewandtem Schmuck. Guter geschmackvoller Hausrat hat stets eine einfache, zweckentsprechende und natürliche Form. Zweitens ist er aus gutem Material hergestellt, das nichts anderes scheinen will als was es ist, und endlich sind die Verzierungen daran bescheiden und sinngemäß angebracht.

Man braucht sich nur einmal einen Gegenstand, den man in einem Basar oder sonst einem sogenannten billigen Laden gekauft hat, täglich anzusehen, dann kommt bald der Zeitpunkt, wo man ihn nicht mehr sehen mag. Will man sein Geld nicht für Schund hinwerfen, so prüfe man vor dem Kauf stets, ob die Form, das Material und der Schmuck einer ernsten Kritik standhält. Sachen, die unter dem Schilde „Modern“, „Heimkunst“ oder „Schmücke Dein Heim“ glänzen, sind fast immer mit Vorsicht zu genießen.

E. Diekelmann.

LW Die Deutschnationale Volkspartei hat im Preußischen Landtag folgenden Urantrag (Nr. 8769) eingebracht:

„Bei der ungenügenden Zahl von höheren Lehranstalten und den mangelhaften Verkehrsverhältnissen gestaltet sich die **Kindererziehung für den Land- und Kleinstadtbeamten** in Ostpreußen besonders kostspielig und schwierig. Viele dieser Beamten und Lehrer müssen deshalb auf eine bessere Schul- und Berufsausbildung ihrer Kinder verzichten oder erhebliche Schulden machen, soweit es ihnen nicht gelingt, in eine größere Stadt versetzt zu werden.

Zur bodenständigen Erhaltung einer mit den ostpreußischen Verhältnissen in Stadt und Land vertrauten Beamtenschaft wolle daher der Landtag beschließen: Das Staatsministerium wird ersucht:

1. zur Gewährung von Erziehungsbeihilfen an Land- und Kleinstadtbeamte in Ostpreußen erhöhte Mittel bereitzustellen;
2. die Einrichtung und den Ausbau höherer Lehranstalten in Ostpreußen durch Verstaatlichung oder erhöhte Staatszuschüsse zu fördern!“

Mitteilungen des Zentralausschusses für Landlichtspiele.

LW Folgende Filme sind durch den amtlichen Prüfungsausschuß bei der Bildstelle des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht als **Lehrfilme** anerkannt worden:

„Grünland ist Not“ Deutsche Superphosphat-Industrie, Hamburg. Länge: 1500 m. Hersteller: Deutscher Landwirtschaftsfilm, Berlin-Friedenau.

„Der zielsichere Fuhrmann“ Pommersche Viehverwertungsges. m. b. H., Stettin. Länge: 1200 m, Hersteller: E. Stoecker Land- und Industrie-Film A.-G., Berlin.

„D. L. G. Ausstellung Dortmund 1927“, Hersteller: Ufa, Kulturabteilung, Berlin.

Durch den Zentralausschuß für Landlichtspiele sind ferner zu beziehen:

„Kristalle des Lebens“, Länge: 1100 m, Hersteller: Ufa, Kulturabteilung. Berlin. Ein Kultur- und Lehrfilm, der die volkswirtschaftliche Bedeutung des Zuckers zeigt, seine Gewinnung, Verarbeitung, sowie seinen Nährwert.

„Volksernährung und Landwirtschaft“, Länge: 900 m. Hersteller: E. Stoecker Land- u. Industriefilm A.-G., Berlin. Leihpreis: 30 RM., worauf die Mitglieder des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- u. Heimatpflege 10% Rabatt erhalten.

Dieser Film zeigt die ungeheure Wichtigkeit des Zusammenhaltens zwischen Stadt und Land und die unbedingte Notwendigkeit der Bevorzugung deutscher Waren, um die Einfuhr von Lebensmitteln aus dem Auslande herabzudrücken ganz besonders deswegen, weil alle diese Waren im eigenen Lande produziert werden können.

Albrecht Dürer (1471—1528).*)

Wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur:
„wer sie heraus kann reißen, der hat sie“.
(Albrecht Dürer)

LW Das Nürnberg Albrecht Dürers (um das Jahr 1500) war nach heutigen Begriffen eine kleine Stadt, nur die Stadt innerhalb der Ringmauer; aber es war damals doch so etwas wie die Hauptstadt Deutschlands. Wenigstens wurden die Reichskleinodien dort aufbewahrt und auch der Reichstag in Nürnberg gehalten. Mit seiner großen Burg und Mauer und den über 100 Türmen und 300 Kanonen sah die Stadt auch ganz stattlich aus. In den engen Gassen, auf den Märkten und Plätzen wohnte ein tüchtiges, arbeitslustiges Bürgergeschlecht. Seine Handwerkskunst, aber auch bereits „Nürnberger Tand“ und „Nürnberger Eier“ (die neuerfundenen Taschenuhren Peter Hubles) waren weit und gut bekannt. Nürnbergs Handel mit Leipzig, Frankfurt, Breslau, Bremen und vor allem Venedig hatte die prächtigen Patrizierhäuser und herrlichen Kirchen erbauen helfen, und unter den Nürnberger Kupfer- und Goldschmieden, Harnisch- und Büchsenmachern, Erzgießern, Bildhauern, Holzschnitzern und Mechanikern gab es so berühmte Namen wie Veit Stoß, Adam Kraft und Peter Vischer. Auch ein berühmter Astronom war da (Johannes Müller), und Martin Behaim, der Seefahrer, war aus Lissabon zurückgekehrt und hatte den ersten „Erdapfel“, den Globus gebaut. Sie alle, auch der junge Hans Sachs waren Dürers ~~Zeit~~genossen. Der berühmte Gelehrte Willibald Pirkheimer, der sieben Jahre in Italien studiert hatte und dessen Haus am Hauptmarkt ein Mittelpunkt für die bedeutendsten Gelehrten und Schriftsteller Deutschlands wurde, war sein bester und liebster Freund, und der große Buchdrucker und Buchhändler Anton Koberger, der jeden Tag 24 Pressen und über 100 Leute beschäftigte und in 16 großen Plätzen Europas, von Paris bis Budapest, seine Niederlagen hatte und als „König der Buchhändler und Drucker“ gepriesen wurde, war sein Taufpate. Der größte von allen aus Nürnbergs Mauern aber ist der deutsche Maler Albrecht Dürer.

Wir wissen über das Wichtigste in seinem Leben gut Bescheid; denn er hat fast über alles sorgsam, schlicht und herzlich Aufzeichnungen gemacht, auch öfters Tagebuch geführt und eine Familienchronik zusammengestellt. Er hat fast ebensoviel sinniert und geschrieben als wie gemalt.

Albrecht Dürer stammt aus kleinen Verhältnissen. Sein Großvater war einst als Pferde- und Ochsenzüchter aus Ungarn gekommen und hatte in Nürnberg noch das Goldschmiedehandwerk erlernt, das auch des Malers Vater und im ersten Anfang Albrecht selber trieb. Die Familienchronik und die Bildnisse von Vater und Mutter (namentlich das berühmte Kohlebild der Mutter, das uns ein hartes, durch schwere Arbeit und Geburten vieler Kinder erschöpftes Schicksal tieferhaben zeigt) erzählen einfach und rührend von den Sorgen und Mühen um eine große Familie. Aber des kleinen Albrechts Lieblingswunsch wurde erfüllt: er kommt zu Meister Michael Wohlgemut als Maler in die Lehre. Denn zu seiner Zeit war der Künstler wie ein Handwerker angesehen. Nach den drei Lehrjahren geht der junge Dürer auf die Wanderschaft, nach Süddeutschland, und hat besonders in Kolmar und Basel gearbeitet. Heimgekehrt, heiratet er Agnes Frei, die ihm 200 Gulden, aber kein sonderliches Glück in die Ehe mitbringt (sein Freund Pirkheimer schilt sie sehr und nennt sie eine „böse, nagende, (geizige), argwöhnische und keifende fromme Frau, bei der er weder Tag noch Nacht Ruhe und Frieden haben konnte“), und der junge Meister hatte um Broterwerb zu schaffen und nun nach dem Tode seines Vaters auch für die Mutter und den jüngsten Bruder zu sorgen, was er redlich tat.

*) Aus dem vorzüglichen Werk „Kunst und Künstler“ von E. W. Unger und F. A. Zimmer. Verlag Julius Beltz, Langensalza.

Es scheint ihm damals in Nürnberg nicht so gut gegangen zu sein; denn er arbeitete auch in Abhängigkeit von anderen, im Auftrage Kaiser Maximilians stehenden Nürnberger Künstlern. Deshalb suchte er sich rasches, kleines Geld durch seine Kupferstiche und Holzschnitte zu verdienen, die auf Messen und Jahrmärkten allerorts gern gekauft wurden und ihn bald zu einem weitbekannten Künstler machten. Damals schuf er so das „Heilandleben" (die „Passion") und das „Marienleben" und daneben einige große Bildnisse (Portraits), Altarbilder und Tafelmalereien. Sein Ruhm wuchs, und sein Name stand jetzt schon über dem seines Lehrers, des Meisters Wohlgemut. Bald darauf unternahm er eine Reise nach Venedig zu den dort berühmten Malern Bellini und Giorgione, die ihm als einem auch in Italien berühmten Maler einen begeisterten Empfang bereiteten. (Adolf Stern hat uns in seiner Novelle „Dürer in Venedig" diese Tage köstlich geschildert.) Wieder in Nürnberg, schuf er, der die venezianische Farbenglut gesehen hatte, große Gemälde (Heiligen- und Madonnenbilder) und seine Meisterstiche (Melancholie, Hieronymus im Gehäus und Ritter, Tod und Teufel) und trat mit dem Kaiser Max nun selbst in Verbindung, den er auf den Reichstag zu Augsburg begleitete, ihn malte und ihm ins kaiserliche Gebetbuch Randzeichnungen schuf, an denen sich später Goethe nicht sattsehen konnte. Vom Kaiser bekam er auch eine jährliche Pension. Mit fünfzig Jahren, nun weltberühmt, machte er eine Reise nach den Niederlanden und wurde in Frankfurt und Köln, in Gent und Brügge, in Antwerpen und Brüssel hochgeehrt. Er zeichnete und konterfeite überall, er kaufte und sammelte (wie später noch in größerem Stile Rembrandt) Kunstsachen und Raritäten und wurde beschenkt. Aber krank kehrte er heim. In den sieben Jahren, die ihm noch blieben, wurde er wieder ganz zum Maler. Er schuf seine besten männlichen Bildnisse (Hans Imhof, Jakob Muffel, Hieronymus Holzschuher) und, gleichsam als sein Testament, die gewaltigen vier Apostel.

Sein großer Wunsch, den von ihm so verehrten Doktor Martin Luther einmal zu sehen und zu malen, ist ihm nicht mehr erfüllt worden. Mit Philipp Melanchthon aber, der ein paarmal nach Nürnberg kam, um als der „Lehrer Deutschlands" das Gymnasium daselbst einzurichten, verband ihn eine herzliche Freundschaft.

Er starb und hinterließ neben $6^1/_2$ tausend Goldgulden seinen Ruhm und 1200 Handzeichnungen, Kupferstiche, Holzschnitte und Gemälde und dazu noch eine Reihe Schriften (über die Kunst der Messung, über die Ausmessung des menschlichen Körpers [die „Proportion"], über Fechtkunst und über die Befestigung von Städten), von denen das Buch über die Proportion in fünf fremde Sprachen übersetzt worden ist.

Albrecht Dürer ist der erste deutsche Maler mit einem großen Künstlerwillen, der erste deutsche Maler, dessen Genie über das Handwerk weit hinauswuchs. Erstaunlich ist seine Phantasie, erstaunlich seine Ausdruckskraft. Allem, was er malt, gibt er mit beschaulicher Liebe Naturhaftigkeit, Lebensblut und Seele. Ob es ein Rasenstück ist mit Wegerich, Schafgarbe, Löwenzahn und Gräsern oder ein lauschender Feldhase, ein stilles Gehäuse, ein alter Stechhelm oder ein Frauengewand, ob es ein tanzendes Landpaar, Marktbauern, Reiter, Pfeifer und Trommler sind, oder Nürnberger Madonnen und Antwerpener Greise, betende Hände oder der deutsche Christus, der Schmerzensmann, die erschütternde Passion oder das idyllische Marienleben.

Er ist einer der großen Maler der Welt und der erste große Meister des Holzschnittes und des Kupferstiches.

Vorbildliche ländliche Feiern.

LW Unsere Bauernhochschulen können ihrer ganzen Artung nach ja immer nur einer kleinen Schar aus dem ländlichen Nachwuchs die rechten Wege weisen zum geistigen Führertum im Landvolke. Solch Arbeiten braucht auch in der kurzen zur Verfügung stehenden Zeit die ganze gesammelte Kraft der Erzieher und Schüler in abgeschlossener umfriedeter Stille. Trotzdem braucht eine solche noch immer im Werden und Wachsen begriffene Sache tätige Teilnahme und wachsendes Verständnis weitester Kreise des Landvolkes und muß darum auch auf irgend eine Weise heraus an die breite Öffentlichkeit, damit diese über Geist und Kraft der Bewegung rechte Klarheit und damit auch ein sicheres Urteil gewinnt.

Unsere nassauische Bauernhochschule trägt diesen Gesichtspunkten durch ihre Abschiedsfeiern Rechnung, die jedermann zugänglich an einem zentral gelegenen Ort unseres Bezirks (Limburg) in einem größeren Saal gehalten werden. Neben dem Ziel, damit das Verständnis für die Ziele und den Geist der Arbeit hinauszutragen, will man aber auch ländliches Feiern rechter Art überhaupt anregen, will den Bauernhochschülern zur Ausgestaltung solcher Feiern die rechten Wege weisen, aber auch den Hörern immer wieder zeigen, wie eine rechte, ländliche Feierstunde gestaltet sein muß, die auf eignen Füßen steht, nicht kritiklos am städtischen Muster klebt, die den rechten inneren Gehalt hat und doch mit einfachen den ländlichen Verhältnissen auch erreichbaren Mitteln ausgebaut ist.

Es seien ländlichem Feiern zu Nutz und Frommen nun an dieser Stelle einige der letzten Vortragsfolgen solcher Feiern hier wiedergegeben:

Am 30. Januar 1927 hielt der Hochschullehrgang für Jungbauern seine Schlußfeier in folgender Anordnung:

1. Eröffnung: Ouvertüre aus dem Sommernachtstraum v. Mendelssohn-Bartholdy (Klavier).
2. Begrüßungsansprache des Leiters der Bauernhochschule.
3. Volkslieder: Ich habe Lust im weiten Feld. Auf du junger Wandersmann.
4. Vorträge zweier Bauernhochschüler: Freiherr vom Stein. Volksbildung auf dem Lande.
5. Klavier: Feuerzauber aus der „Walküre" v. Richard Wagner.
6. Ansprache des Vorsitzenden des Kuratoriums der Bauernhochschule, Präsidenten Hepp.
7. Volkslied: Und in dem Schneegebirge.
8. Vorlesung des Bauernhochschulmeisters aus deutscher Dichtung.
9. Aufführung des „Tellspiels der Schweizer Bauern" v. Franz Joh. Weinrich. (Aufführende: Der gesamte Jungbauernlehrgang.)
10. Gemeinsames Schlußlied: Kein schöner Land in dieser Zeit.

Erläuterungen: Die Vorträge der Schüler ergaben sich — und das muß in solchen Fällen wohl stets so sein — aus besonderen sachlich oder örtlich bestimmten Verhältnissen. Der über den überall in deutschen Landen bekannten Freiherrn vom Stein vortragende Bauernhochschüler war an dem Orte zu Hause, in dem in seiner schlichten Familiengruft, umrauscht vom deutschen Wald, der Befreier preußischen Bauerntums vom Joch der Leibeigenschaft den ewigen Schlaf tut.

Der zweite Schülervortrag war geworden aus einer Stunde, in der in einer Besprechung zu einem meiner heimatkundlichen Vorträge die Schüler selbst alle diese Probleme aufwarfen, in der sich dann ein ganz besonderes Suchen und Prüfen, eine vielfach auch recht kritische Teilnahme ergab, die mich veranlaßte, einen ganzen Vortragsmittag diesen Dingen zu widmen. Aus solch ganz besonderer Teilnahme war unabhängig von der unterrichtlichen Einwirkung der Schülervortrag eines allerdings besonders begabten Schülers, dem auch in einem ganz abseits gelegenen Heimatdörfchen diese Not besonders nahegerückt war, geworden.

Zu Punkt 8 hatte unser heimischer Mundartdichter Wilhelm Reuter selbst erscheinen und aus seinen Dichtungen lesen wollen; er war im letzten Augenblick verhindert, und es mußte schnell etwas anderes eingefügt sein.

Das Tellspiel war in unserem von Besatzungs- und allen damit in Verbindung stehenden besonderen Nöten heimgesuchten Land von ganz gesonderer tiefer Wirkung. Die Darstellungsschwierigkeiten sind nicht groß und für einfache ländliche Verhältnisse durchaus tragbar; unserer Landjugend ist das Spiel ganz besonders wesensnahe.

Das wunderschöne so ganz deutsch empfundene „Kein schöner Land" wird immer mehr zum Bundeslied unserer Jungbauernbewegung. Es bildet den Abgesang, da der Ring sich schließt, die Hände ineinanderschlagen, der Zauber der Dorfgemeinschaft unter der Dorflinde sich in die Seele schmiegt!

* * *

Am 27. März 1927 hielt im stimmungsvollen Raum des Limburger Gymnasiums der Mädchenlehrgang seine Schlußfeier. Sie trug solch ganz anderen Charakter, aber das stand im Urteil jedes unbefangenen Beurteilers fest: Was die Jungbäuerinnen zeigten in Lied und Tanz, das war in seiner selbstverständlichen Sicherheit, Anmut, der hohen Geschmackskultur der Auswahl, in seinem schier unerschöpflichen Reichtum einzig. Da klang der reine Quell deutscher Volksseele im Lied so reich; da hätten alle schauen müssen, die gerne von steifen ungelenken Bauernmädels witzeln.

Der erste Teil der Feier stand unterm Zeichen folgender Vortragsfolge:

Lied: Kommt, ihr G'spielen.
Tanz: Schüddel die Bux.
Laub liegt auf dem Rasen.
Lied: Wie schön blüht uns der Maien.
Viel Freuden mit sich bringet.
Tanz: Tantoli.
Klapptanz.
Es Burebüebli mag i net.
Webertanz.
Lied: 's isch no net lang, daß geregnet hot.

Dabei wurde noch mancherlei Schönes zugegeben, was der Zettel nicht verzeichnet.

Den Höhepunkt — und der erwuchs ganz ungezwungen und natürlich — brachte aber dann der zweite Teil. Zwei der Teilnehmerinnen waren aus dem fernen Siebenbürgen hergekommen zum deutschen Rhein, der ihre Vorfahren vor achthundert Jahren ins ferne Ungarland hatte ziehen sehen, um in der Ahnen Heimat ihr treu gehegtes Deutschtum nur noch tiefer zu gründen. Die Hochschulleiterin war dem in einem Vortrag: „Bauernhochschule und Auslandsdeutschtum" ein beredter Dolmetscher. Siebenbürger Volkstänze und -lieder umrahmten diesen Teil der Vortragsfolge. Tiefe Wirkung hatten die alten Trutzlieder der Siebenbürger: „Sachs halte Wacht!", „Ich bin ein Sachs, ich sag's mit Stolz."

Dann hatten sich die Jungbäuerinnen als Spiel etwas ganz Besonderes gewählt. Das sogenannte „Eisenacher Zehn Jungfrauenspiel", ein uraltes religiöses Mysterienspiel erweckten sie zum Leben. Streng ans Bibelwort angelehnt, unter treuer Bewahrung der altertümlichen Ausdrucksweise gestaltet, war das Spiel von tiefster Wirkung. Ergreifende alte religiöse Weisen (z. B. Maria durch ein Dornwald ging) leiteten das Spiel ein und ließen es ausklingen.

* * *

Und nun noch die Vortragsfolge der Schlußfeier des diesjährigen Jungbauernlehrganges der Nassauischen Bauernhochschule am 29. Januar.

1. Begrüßungsworte.
2. Lied von Löns.
3. Gedichtvortrag: „Löwenzeit war" von Arndt.
4. Volkslied: Wir brauchen keine Gesellen.
5. Vortrag: Geistige Ziele der Bauernhochschule.
6. Körperschule (Vorführung von Leibesübungen).
7. Gemeinsames Lied.

Pause.

1. Lied: Ade, mein lieber Jäger.
2. Musikstücke (Klavier und Geige. Bauernhochschulmeister und ein Bauernhochschüler).
3. Vorspiel zu Goethes Faust (Die Lehrer der Bauernhochschule).
4. „Wallensteins Tod", 5. Aufzug (Schüler der Bauernhochschule).
5. Schlußansprache des Leiters.
6. Volkslieder und Gedichtvorträge.
7. Gemeinsames Schlußlied: Kein schöner Land.

Ein besonderer Höhepunkt dieser Vortragsfolge war die Körperschule. Der Sportlehrer, ein besonders dazu vorgebildeter und geprüfter Junglehrer, hatte da aus dem prächtigen Material der sehnigen, durchgearbeiteten Bauernsöhne etwas zu schaffen verstanden und in Anspannung, Disziplin, blitzschneller Gewandtheit Erfolge erzielt, die geradezu verblüfften.

Eindrucksvoll, wie das Lehrerkollegium das Vorspiel zum Faust sprach. Die Rollen schienen den Herren geradezu auf den Leib geschrieben.

So kann man's also machen. Nicht bloß bei Schlußfeiern, von Bauernhochschulen, nein auf solcher Grundlage läßt sich ländliches Feiern bis zu den einfachsten Verhältnissen hin gestalten. Man nutze alle besonderen Verhältnisse, alle besonderen Anlagen, recht aus, greife zum guten Vorbild, aber komme völlig davon los, aus mehr oder minder guten Anpreisungen und Katalogen einen Allerweltmischmasch zu brauen, der für die Zille-Gestalten so gut paßt wie für die Alm in Bayern und die Taunus- und Westerwaldbauern, nämlich allerwege — wie die Faust aufs Auge.

Fritz Ullius.

LW Mai- und Pfingstbräuche.

Der Landmann hat seine Saat ausgestreut. Nun muß er abwarten, ob sie wächst und seine Mühe und Arbeit lohnt. Da versucht er, wenigstens alles von ihr fern zu halten, was ihr Schaden antun könnte. Das ist in der Hauptsache der tiefere Sinn von den Bräuchen der nächsten Wochen. Viel davon spielt sich in den Ställen und Häusern ab, ganz still und heimlich, damit ja keine bösen Geister aufgeweckt werden. Die Birken- oder Maizweige, welche zu Pfingsten geschnitten werden, werden noch heute in vielen Familien vor Sonnenaufgang geholt, und kein Wort darf dabei gesprochen werden. Am 1. Mai geht die Bauersfrau ganz zeitig und still auf die Wiese, streift den Tau vom frischen Gras ab und bestreicht damit die Kühe, daß sie vor Krankheit bewahrt bleiben. Maitau macht die Augen hell und die Haut rein. Auch der Liebste oder die Braut werden gerne damit bestrichen.

Im allgemeinen sind die Maibräuche ziemlich laut. Mit Peitschenknallen, Musikumzügen, Lärmen, Klingeln, Schießen und anderem „Heidenlärm" sollen die bösen Geister verdrängt werden. Denn die versuchen gerade jetzt noch einmal als „gestrenge Herren" und Hexen Saat und Baumblüte zu schädigen. Die Hexennacht ist noch heute allgemein bekannt. Lärmen ist das beste Mittel gegen die bösen Geister.

Von den uralten Maiumzügen sind heute noch die Maiausflüge übrig, welche Schulen und Vereine veranstalten. Auch das „Maikloppen" ist ein alter Brauch, um die bösen Geister zu verjagen. Wohl die wenigsten Menschen denken heute noch daran, wenn sie das beim Gesang „Der Mai ist gekommen" mitmachen.

Vielfach machen die Reitervereine am Pfingstmorgen einen Umritt durch die Felder und Dörfer oder feiern nachmittags ihr Reiterfest. Das ist noch ein Ueberrest von den alten Wettspielen und Schwerttänzen, welche früher um diese Zeit stattfanden. Pfingst- und Maibräuche sind gleich. Als Lebensbaum gilt in dieser Zeit der Maibaum. Mit den Birkenzweigen soll der Segen in das Dorf und in die Häuser hereingeholt werden. Überall werden sie angebracht, an den Haustüren und in den Stuben. Die Köchin steckt einen Zweig an das Pumpenrohr, der Knecht an die Krippe oder gar an sein Pferd, wenn er ausfährt, und der Müller schmückt sogar seine Rutenspitzen hoch oben mit Birkenzweigen.

Früher hatte auch das ganze Dorf seinen Maibaum. Die Burschen des Dorfes holten dazu eine hohe Tanne oder eine Birke und gruben sie in der Mitte des Festplatzes ein. Aber die Rinde mußte von dem Stamme abgeschält werden. Zwischen Borke und Stamm verbargen sich ja böse Geister. Das merkte man schon an den Würmern und dem Ungeziefer, welches sich hier aufhielt, auch daran, daß der Blitz immer durch diesen Raum fuhr, wenn er in einen Baum schlug. Der Maibaum wurde mit Grün, bunten Bändern und allerlei Sachen ausgeschmückt. Das Jungvolk versuchte hochzuklettern und sich von den aufgehängten Geschenken etwas herunterzuholen. Mitunter war auch oben auf der Spitze ein hölzerner Vogel angebracht, welcher mit Knüppeln abgeworfen wurde. Dieses Taubenabwerfen gehörte in Pommern früher zu allen Pfingstgebräuchen. Schwanz, Flügel, Krone, Brief und andere Sachen waren an den hölzernen Rumpf angesetzt und wurden abgeworfen. Am schwersten ging das mit dem Rumpf. Wer das letzte Stück davon herunterholte, bekam das beste Geschenk.

Nach einer alten Lesart soll dieses Spiel mit der Einführung des Christentums zusammenhängen. Die heidnischen Pommern wollten lange Zeiten hindurch nichts von der neuen Lehre wissen. Als Otto von Bamberg sie bekehren wollte, verhöhnten sie das Abbild des heiligen Geistes, welches er ihnen bringen wollte, dadurch, daß sie eine hölzerne Taube auf eine Stange steckten und mit Knüppeln solange danach warfen, bis sie entzwei war. Es ist wohl kaum anzunehmen, daß das Vogelabwerfen, und weiterhin das Vogelschießen in seinen Anfängen damit zusammenhängt. Es wird auch hier so gewesen sein, daß die christlichen Priester statt des alten Vogels, der oben an den Maibaum gesteckt war, die Taube als Sinnbild der neuen Lehre nahmen, ohne sich bei dem Entzweiwerfen weiter etwas zu denken.

Der Maisegen kann auch durch Personen angedeutet werden. Ein Dorfbursche wird in Laub und Blumen eingewickelt und so im Walde versteckt. Wird er von der übrigen Dorfjugend gefunden, holen sie ihn feierlich ins Dorf herein. Er verkörpert den Naturseegen, der ins Dorf einziehen soll. In anderen Gegenden war es ein Jungmädchen, welches — fein mit Blumen geschmückt — als Mai- oder Pfingstbraut eingeholt wurde. War auch ein Bräutigam da, wurden sie Mai- oder Pfingstkönig und -königin, oder Maigraf oder -gräfin genannt.

Um den ausgeschmückten Maibaum wurde getanzt und gesungen. Wie bei allen alten Volksfesten hörten Essen und Trinken auch mit zu den Festfreuden. Der Pfingstochse war ein Abbild der kraftstrotzenden Natur. Auch die Trinkfestigkeit wurde ausgeprobt. Es wurde festgestellt, ob man „einen Stiefel voll" vertragen konnte. In dieser alten Redensart klingt das alte feierliche Trinken aus stiefelförmigen Gefäßen nach. Solche Gefäße hat man schon in uralten Gräbern gefunden.

So finden wir in der bevorstehenden Jahreszeit viele alte Sitten und Bräuche, die einstmals dazu angetan waren, die Menschen eng zusammenzuschließen und ihre festlichen Zusammenkünfte mit Inhalt zu beseelen.

Ausführliche Literatur: Vom deutschen Jahreslauf im Brauch, Prof. Hans Hahne, Deutsche Volkheit, Verlag Eugen Diederichs-Jena. 2 RM.

Die hallischen Jahreslaufspiele, 2 Bd. Aus altem Gute der Gegenwart hingestellt von Hans Hahne. Verlag Eugen Diederichs-Jena. Je 2 Reichsmark.

Feste und Bräuche des deutschen Landvolkes. Von Dr. Kück u. Prof. Dr. Sohnrey. Verlag der Landbuchhandlung, Berlin SW 11.

Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche. Aus Natur und Geisteswelt, 518, Verlag Teubner-Leipzig.

Ebenda unter Nr. 75: G. Steinhausen, Germanische Kultur in der Urzeit.

Schriftleitung und Verlag:
Deutscher Verein f. ländl. Wohlfahrts- u. Heimatpflege
Berlin SW 11, Bernburger Straße 13.
Verantwortlich: Fr. Lembke, Ökonomierat.
Druck: Westholsteinische Verlagsdruckerei, „Heider Anzeiger", G. m. b. H., Heide i. Holst.